

Unverkäufliche Leseprobe des St. Benno-Verlages

benno

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2012

Hermann Multhaupt

DIE HÜTER DER HIMMELSSCHEIBE

Ein historischer Roman

benno

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.st-benno.de**

ISBN 978-3-7462-3359-8

St. Benno-Verlag GmbH
04159 Leipzig, Stammerstr. 11
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Umschlagsabbildung: © picture-alliance/Peter Endig
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)



Die Wikinger waren über Nacht gekommen, lautlos, die im Gleichmaß in den Blackwater-River getauchten Ruder hatte niemand gehört. Drei Boote, in jedem 32 Männer mit Kurzschwertern, Dolchen und Lanzen bewaffnet, hatten sich sanft in den Uferschlamm gebohrt. Bragi, einer der Anführer, der seinen Namen aus dem Göttergeschlecht der Wikinger herleitete, war in Überfällen erfahren. Er umkreiste zunächst vorsichtig das Gelände des Klosters Molana, ob auch alles schlief, denn die Mönche hatten die merkwürdige Angewohnheit, die Nachtruhe zu unterbrechen und in der Kirche zu singen, dann verteilte er seine Leute halbmondförmig um die Abtei. Seinen Kriegern an den Außenseiten der Schlachtreihe fiel die Aufgabe zu, die Klosterbewohner im Schlaf zu überraschen. Mit Feuer und Schwert sollten sie in die Klostergebäude eindringen und sich mit Geschrei auf die schlaftrunkenen Mönche stürzen. Dabei hatten sie sorgfältig darauf zu achten, dass sie noch keinen Brand entfachten – die Fackeln sollten erst später unter die Holzbänke und Tische und in die Dachsparren geworfen werden, dann nämlich, wenn die auf Raub ausgerichtete mittlere Gruppe der Krieger die kostbaren Schätze in die Boote gebracht hatte: die goldenen Kelche und Patenen, die mit Edelsteinen verzierten Abtsstäbe und die wertvollen Pergamente.

Bragi konnte nicht lesen, keiner seiner Männer konnte lesen oder schreiben, doch allen war der Wert der Klosterschätze bekannt. In ihrer Heimat gab es Menschen, die mit klingender Münze für diesen Reichtum zahlten, gut zahlten. Sie schmol-

zen die heiligen Geräte ein und formten daraus Ringe und Spangen oder verzierten die Schutzschilde der Häuptlinge mit einer feinen Schicht Goldlack, die den angreifenden Feind bei Gegenlicht blendete. Die Bücher fanden Abnehmer unter den Gelehrten ihres Stammes, die zwar des verwendeten Lateins oder Griechischen nicht mächtig waren, aber aus der Zusammensetzung der Buchstaben die Zukunft meinten lesen zu können, ähnlich wie aus den Runen, die ihr Geheimnis nur mit den alten Druiden teilten.

Bragi verfolgte die Taktik, möglichst keine Gefangenen zu machen. Auch Zeugen der Überfälle sollte es nicht geben. Andere Wikingerhäuptlinge entführten den Abt, um für seine Freigabe ein hohes Lösegeld zu erpressen. 823 hatten seine Volksgenossen Skellig Michael im offenen Atlantik vor der irischen Westküste eingenommen und nach der Plünderung Abt Ethgal verschleppt, wie eine Chronik berichtet. Vielleicht war es jener Abt gewesen, dem die Invasoren gnädig erlaubten, statt sofort, später in der Gefangenschaft Hungers zu sterben. Vor solchen Maßnahmen schreckte Bragi zurück. Solange seine Methode unerkannt blieb, solange konnte er sie auch bei Überfällen auf andere Klöster anwenden. So war es ihm in Lismore gelungen, das weiter flussaufwärts lag. Zweimal hatte er die Abtei heimgesucht, im Jahr 833 zum ersten Mal, er hatte geplündert und gebrandschatzt. Es lag wohl an dem schützenden Blätterwall der Eichen, dass er das kleine Kloster Molana auf der Flussinsel des Blackwater-River bei der ersten nächtlichen Bergfahrt nicht wahrgenommen hatte. Doch später hatte er es erspäht, und nun fiel es ihm widerstandslos in die Hände ...

Von einer sanften Höhe am Ostufer des Flusses überblickte er das grausame Schauspiel, bevor er sich selbst in das Getümmel stürzte. Er hörte das Geschrei der Mönche und ihre röchelnden Laute, wenn ihnen die Klinge in den Hals fuhr, gewahrte das auflodernde Feuer, das die Fenster der Kirche erhellte und bald darauf aus dem Dach des Dormitoriums schlug, und sah

die Gefährten mit dem geraubten Klosterschatz herankeuchen. Die Abtei war nicht so zahlreich bevölkert wie andere Orte. Gerüchteweise hatte Bragi von dreitausend Mönchen in Bangor gehört. Das war sicher übertrieben, doch an eine nur annähernd so stark besiedelte Niederlassung würde sich kein Wikingerhäuptling heranwagen. Hier, in Molana, lief alles wie am Schnürchen. Kaum eine volle Stunde nach dem Überfall saß die Mannschaft wieder in den Booten. Bragi beklagte nur einen Toten; der Mann war in der Werkstatt über eine Forke gestürzt, die Zinken hatten ihm die Kehle durchbohrt.

Der Abt und zwei Mönche waren dem Massaker entkommen, drei weilten zurzeit in anderen Klöstern. Die übrigen acht Konventualen lagen in ihrem Blut. Als der Morgen heraufdämmerte, erfassten die ersten Strahlen der Sonne das grausame Schauspiel. Da einige Gebäude des Klosters aus Holz bestanden, hatte das Feuer ganze Arbeit getan. Löschversuche wären sinnlos gewesen. Lediglich die Kirche und der Kreuzgang hatten den Flammen, von Ruß geschwärzt, widerstanden. Das Inventar war allerdings restlos verbrannt. Die zerborstenen Fenster sahen wie gebrochene Augen aus.

Die beiden überlebenden Mönche trugen unter Schock die Toten zusammen und betteten sie vor den Eingang zur Kirche. Abt Comgall beugte sich über die ermordeten Mitbrüder. Er schloss ihnen die Augen und sprach mit zittriger Stimme das Totengebet. Tränen rannen ihm über die Wangen. Dann wandte er sich an Findbar, dem das Grauen noch im Gesicht stand. „Wir werden sie in einer gemeinsamen Gruft bestatten, Bruder. Sie haben zusammen den Tod erlitten, so sollen sie auch zusammen vom Tode auferstehen, wenn der Herr sie ruft am jüngsten aller Tage.“

Findbar nickte und gab Brenach ein Zeichen. Wortlos gingen sie in die durchwühlte Werkstatt und suchten nach einer Spitz-

hacke und einem Spaten. Den toten Wikinger betrachteten sie mit Abscheu.

„Hebt die Gruft vor dem Altar aus“, gebot Comgall. „Ich denke, dass Gott sie für würdig erachtet, zu seinen Füßen zu ruhen. Sie haben ihm über Jahre in diesem Kloster, das nun kein Kloster mehr sein wird, gedient. Ihre Gebete und Gesänge sind mit den unseren zum Himmel emporgestiegen und nun für immer verstummt. So wollen auch wir Molana verlassen und uns an einem sicheren Ort neu ansiedeln oder uns einem anderen Konvent anschließen.“

„Du willst Molana aufgeben?“, rief Findbar erschrocken.

„Nur über meine Leiche!“, ergänzte Brenach. „Ich habe gelobt, Gott an diesem Ort zu dienen, und werde zu meinem Wort stehen – trotz allem, was geschehen ist.“

„Eine Leiche wärest du fast schon gewesen“, entgegnete der Abt sanft. „Im Gegensatz zu acht deiner Mitbrüder hast du Glück gehabt, weil du den Mördern nicht gleich über den Weg gelaufen bist.“

„Ich konnte mich hinter der Sakristeitür verstecken“, sagte Brenach. „Ich hoffe nicht, dass du mich nun einen Feigling nennst.“

Abt Comgall erhob sich. „Nein, Brenach, ich nenne dich nicht einen Feigling. Denn selbst wenn du dich als ein bekannter Kämpfer den Wikingern entgegengestellt hättest, hättest du sie in ihrem Blutausch nicht aufhalten können. Ein Häufchen Mönche gegen eine wilde Horde von fast hundert Mann – wie hätte das glimpflich für uns ausgehen sollen? Zudem lehrt der Herr, die Hand nicht gegen unsere Feinde zu erheben.“

„Sie haben den Tabernakel aufgebrochen und auch das Skriptorium geplündert“, wandte Findbar ein. „Und dann haben sie den roten Hahn auf unser Gotteshaus gesetzt.“

Abt Comgall nahm die Zerstörungen in Augenschein. „Um so mehr spricht das für meinen Entschluss, uns aus Molana zurückzuziehen. Selbst wenn es uns gelänge, die Gebäude wie-

der aufzubauen, unser Goldschmied und seine beiden Gesellen sind tot, und die Mönche aus der Schreibwerkstatt liegen mit durchschnittenen Kehlen zu unseren Füßen.“

Brenach löste den Blick von den Toten und sah sich um. Hätten die Wikinger den Ort nicht entweiht, das Fleckchen Erde im Blackwater-River hätte ein Stück des verlorenen Paradieses genannt werden können. Der irische Name war Dairinis, was so viel wie „Eicheninsel“ bedeutet. Die Gründung ging auf Máel Anfaid zurück, der im 6. Jahrhundert gelebt hatte. Der schönste Blick auf das Kloster bot sich vom jenseitigen Ufer des Stromes. Unter hohen Eichen erhob sich die Kirche mit dem Chor, aus dem jetzt dichter schwarzer Rauch quoll, der die Aussicht auf die sanft ansteigenden Felder mit dem dichten Wald trübte. Am Ufer des Flusses hatte Brenach oft gesessen, vertieft in Gebete und Meditationen, während die Natur ihre geheimnisvollen Fäden um ihn zugesponnen hatte. Das Wasser hatte ab und zu leise gegluckst, Libellen waren fast lautlos im Schilf gekreist, und die Stille hatte sich wie ein Mantel um den in sich versunkenen Mönch gelegt.

Brenach griff seufzend zur Spitzhacke und begann den Boden vor dem Chorraum zu lockern. Findbar schaufelte die aufgeworfene Erde zur Seite. Comgall holte leinene, vom Feuer jedoch angesengte Tücher aus der Sakristei und breitete sie am Boden aus. Dann hüllten sie je einen Toten in ein Tuch und ließen ihn vorsichtig in die Tiefe hinab. Gemeinsam sprachen sie die bei einem Begräbnis üblichen Gebete. Findbar gab zwi- schendurch Obacht, dass die angesengten Balken, die das Kirchendach hielten, nicht auf sie herabfielen. An ein längeres Totengedächtnis war jetzt nicht zu denken, vielleicht später, wenn die ersten Tage des Schreckens überstanden waren und der Ersatzbehelf eines Kelches für das Abendmahl zur Verfügung stand.

„Ich bitte dich, Vater Abt, Molana nicht aufzugeben“, sagte Brenach, als die drei Männer auf dem Platz vor der Kirche

standen. „Wir werden junge Leute anwerben und das Kloster wieder errichten. Ich habe zwei Vettern, die kann ich anheuern.“

Comgall antwortete nicht gleich. Er stand noch ganz im Banne des Augenblicks, und es fiel ihm das Begräbnisritual ein, das in seiner Heimat Connemara angewandt wurde: Der Totengräber stach in diesem an Erde armen Land die Grasnarbe so auf, dass sie an drei Seiten wie ein Teppich zurückgeschlagen werden konnte. Die vierte Seite blieb jedoch mit der Erde verbunden. Lag der Tote im Grab, so rollte man das Grasstück wieder an seinen Platz. Dieses Zeremoniell erinnerte an den umgekehrten Kaiserschnitt der Geburt. Die Mutter Erde nahm ihr Kind zurück, dem sie einst das Leben geschenkt hatte.

„Die Wikinger haben die Angewohnheit, dorthin zurückzukehren, wo sie einmal fündig geworden sind“, sagte der Abt nach einer Weile. „Manche Klöster haben sie vier-, fünfmal und mehr überfallen. Sie wissen auch, welche Schätze wir besaßen und dass wir alles daransetzen, um wieder heiliges Gerät für unsere Gottesdienste zu beschaffen. Einer erneuten Bedrohung, meine Brüder, möchte ich aus dem Wege gehen. Deshalb bitte ich um Verständnis, wenn ich auf deinen Vorschlag nicht eingehen kann, lieber Brenach.“

„Lass mich flussauf in Lismore unsere Brüder um Hilfe bitten“, bat Findbar und wunderte sich, dass er angesichts des Todes und der Zerstörungen noch so viel Überlebenswillen besaß. „Die Brüder haben Erfahrung mit Wikinger-Überfällen und haben dennoch nicht aufgegeben. Vielleicht können sie uns raten.“

Der Abt zögerte. Einerseits freute es ihn, dass seine beiden Mitbrüder in dieser schweren Stunde noch so viel Durchhaltekraft zeigten, andererseits erschien ihm der Wiederaufbau des Klosters utopisch. Ohne fremde Hilfe wäre der Plan schon gar nicht zu verwirklichen. Doch hatte der Herr seinen Jüngern am See Genezareth nicht nach einem erfolglosen Fisch-

fang geraten, noch einmal hinauszufahren und die Netze auszuwerfen? Und war dieser Versuch nicht hundertfach belohnt worden?



Wom Wald her ertönte Geschrei, in das sich einzelne Rufemischten. Kein Zweifel, es waren Menschen unterwegs, die sich Molana in großer Aufregung näherten. Bald sah Comgall eine Gruppe Bauern mit Knüppeln und Keulen auf sich zukommen. Einer trug eine Lanze. Die Insel, auf der Molana lag, war auf einer Seite nur hundert Schritte vom Festland entfernt. Das Wasser reichte höchstens bis zu den Hüften. Den Übergang bildete ein befestigter Gürtel aus Erde und Schilf.

„Wir haben den Feuerschein gesehen, hoher Herr“, rief der Anführer. „Wir dachten, dass eurem Kloster ein Unheil widerfahren ist.“

„So habt ihr richtig vermutet“, sagte der Abt. „Am schmerzlichsten trifft mich der Verlust von acht meiner Brüder.“

Die Männer schlugen ein Kreuz und standen einen Augenblick betreten da. Dann machte sich ihre Wut und Empörung in lauten Verwünschungen gegen die Wikinger Luft. Einer der Bauern, der aus der Gegend um Ardmore stammte, wusste, dass die Wikinger auch das Kloster des hl. Declan angreifen wollten, ihren Plan angesichts des großen Widerstandes der Mönche jedoch aufgeben mussten.

„Wir sind eben nur ein kleiner Konvent“, sagte Comgall, „wir haben keine Chance, die Überfälle abzuwehren. Und jetzt ist unsere Gemeinschaft auf drei Mitglieder vor Ort geschrumpft.“

„Eine Vorahnung ist noch kein Beweis. Wie kommst du darauf?“, fragte Brenach.

„Beim letzten Überfall der Wikinger auf Scatterry Island hatte ich das gleiche Gefühl. Damals schlich ich mich aus dem Klosterbezirk hinaus und wäre fast mit dem ersten Krieger zusammengestoßen.“

„Und du meinst, dasselbe könnte dir hier auch passieren?“

„Wer weiß. Ich werde auf Nummer sicher gehen und mich bis an die Fallgrube heranschleichen. Von dort kann ich das Flussufer einsehen.“

„Pass nur auf, dass du nicht hineinfällst. Es wäre sicherer, wenn ich mitkäme.“

„Nein!“, entgegnete Fursa. „Ich werde schon allein zurechtkommen. Aber ich möchte dich bitten, an der Klostermauer zu warten. Wenn du meinen Kiebitzschrei dreimal hörst, weißt du, dass Gefahr im Verzug ist, und kannst die Mitbrüder warnen. Dann bewegt euch, so schnell euch die Beine tragen, mit dem Klosterschatz in das unterirdische Verlies.“

Fursa machte ein Kreuzzeichen und eilte aus dem Kreuzgang in den Hof und von dort an Küche und Refektorium vorbei, überwand die steinerne Mauer und schlich aus dem Klosterbereich hinaus. Er raffte sein knöchellanges Gewand, damit er besser gehen konnte. Über den Wiesen lag ein seidener Nebelschleier. Wolken verdeckten inzwischen den Mond. Geduckt näherte Fursa sich dem Wald. Ganz in der Nähe verlief das kniehoch gespannte Seil. Er musste aufpassen, ihm nicht zu nahe zu kommen.

Halt! Zwischen den Baumstämmen leuchteten vereinzelt Lichter auf, dann erloschen sie wieder. Man hörte gedämpfte Schritte. Kein Zweifel, hier ging etwas nicht mit rechten Dingen zu – hier näherten sich auf leisen Sohlen Wikingerkrieger! Sie gingen sehr geschickt vor. Sekundenlang ließen sie ihre Fackeln aufleuchten, um die richtige Richtung beizubehalten, dann verdeckten sie sie umsichtig mit nassen Tüchern oder ihren Schilden, sodass

sie von vorn nicht gesehen werden konnten. Fursa wusste nicht, wie viele Feinde sich heranpirschten. Jetzt strebten sie auseinander, die hinteren schlossen auf, sie bildeten zwei lange hintereinander verlaufende Marschlinien. Offenbar wollten sie das Kloster auf breiter Front umzingeln. Sie mussten jetzt bald an der Stelle sein, an der die Fangleine gespannt war. Der Mönch stieß den schrillen und lauten Schrei eines Kiebitzes aus und wiederholte ihn zweimal – das Warnzeichen für Brenach. Die Wikinger stutzten, dann antworteten sie mit wildem Gebrüll und begannen augenblicklich in die Richtung zu laufen, aus der die Schreie gekommen waren. Doch schon nach wenigen Schritten stolperte die erste Reihe über die unsichtbare Leine und stürzte fluchend zu Boden. Die zweite konnte sich nicht so schnell fangen und fiel über die erste. Mehrere Sekunden lang herrschte Verwirrung, dann rappelten sich die Männer wieder auf. Einige hatten beim Sturz ihre Schwerter und Schilde verloren, die sie nun in der Dunkelheit zu suchen begannen, anderen waren die Fackeln erloschen, sie irrten unsicher umher. Der herrische Befehl des Anführers rief die Kämpfer zusammen. Augenblicklich stolperten sie auf ihn zu und versammelten sich um ihn. Er redete laut auf sie ein. Offenbar war man unschlüssig, wie man weiter vorgehen sollte, denn mit diesem Widerstand hatte niemand gerechnet. Einige Männer wollten den Angriff fortsetzen, sie stießen triumphierende Laute aus, doch die donnernde Stimme des Befehlshabers hielt sie zurück.

Fursa war indessen bis an die Klostermauer zurückgeeilt, die die wichtigsten Gebäude der Abtei schützte. Angestrengt blickte und lauschte er in die Richtung, aus der die Wikinger kommen mussten. Derweil befanden sich die Mönche in heller Aufregung, nachdem Brenach ihnen die Lage mit wenigen Worten dargelegt hatte. Sie folgten dem Abt, der besonnen und ohne zu fragen den Schutzraum unter dem Scriptorium aufsuchte. Es würde jetzt allerdings sehr eng werden, denn als das Verlies angelegt wurde, war es auf einen kleinen Konvent zugeschnit-

ten. Einige Mönche trugen die wertvollen Güter des Klosters und einen Lebensmittel- und Wasservorrat für eine Woche. Diese Vorgehensweise war für den Notfall immer wieder eingeübt worden.

Brenach suchte zunächst mit den anderen das tief im Boden liegende Versteck auf, doch da Fursa nicht erschien, eilte er trotz Ermahnungen des Abtes noch einmal nach oben, um nach dem Freund Ausschau zu halten. Doch Fursa kam nicht. Allerdings war auch nichts von den Wikingern zu sehen. Wenn sie den Angriff nach dem dreimaligen Schrei des Kiebitzes begonnen hätten, müssten sie längst innerhalb des Abteigeländes sein auf der Suche nach Beute und Menschenopfern. Brenach tastete sich bis an die Mauer vor. Plötzlich bekam er einen Stoß in die Seite.

„Mensch, hast du mich erschreckt!“, zischte er, als er Fursa neben sich auftauchen sah. „Wo hast du so lange gesteckt?“

„Hier, ein paar Schritte neben dir. Ich warte auf die Wikingern, doch sie kommen nicht.“

„Deine Ruhe möchte ich haben“, stöhnte Brenach. „Den anderen im Versteck fällt das Herz in die Hose vor Angst.“

„Gut, dass sie in Sicherheit sind. Doch ich glaube, sie haben sich umsonst gefürchtet.“

„Meinst du?“

„Ja. Die Wikingern haben nicht mit unserem Stolperseil gerechnet und sich wahrscheinlich eine blutige Nase geholt.“

„Und du glaubst, dass sie deshalb auf den Angriff verzichten haben?“

„Vorerst ja. Denn sie müssen annehmen, dass die Mönche auf ihre Verteidigung gut vorbereitet sind und noch weitere Überraschungen für sie bereithalten.“

Der Nachtwind war lebhaft und frisch. Dennoch rann Brenach der Schweiß von der Stirn.

„Sie werden sich auf ihre Boote oder in Ufernähe zurückziehen und beratschlagen“, mutmaßte Fursa. „Mag sein, dass sie

uns im Morgengrauen abermals angreifen, vielleicht suchen sie aber auch das Weite. Es kommt auf die Zahl der Krieger an. Ich glaube, diesmal sind es nicht allzu viele.“

„Vielleicht sollte ich Abt Comgall und den Mitbrüdern die Lage hier erklären“, schlug Brenach vor.

„Gut, aber sie sollen den Schutzraum heute Nacht auf keinen Fall verlassen, auch wenn nicht alle einen Sitzplatz haben. Ich werde mich hier weiter auf die Lauer legen und herauszufinden versuchen, was die Wikingern planen. Die Gefahr ist noch nicht gebannt.“

Brenach schlich in den Klosterbereich zurück. Ein wachsendes Gefühl von Stolz überkam ihn. Hatten die geschickt ausgetüftelten Maßnahmen die wilden Kämpfer am Ende doch in die Schranken gewiesen? Kaum vorstellbar!

Fursa wartete etwa eine Stunde, ohne dass sich im Wald etwas regte. Er getraute sich allerdings nicht, den Schutz der mächtigen Bäume zu verlassen. Von den Wikingern war nichts zu sehen. Fursa konnte nur ahnen, wo ihre Boote am Ufer lagen. Die Nacht war sternenlos, und kein noch so schwacher Schimmer durchdrang das Gewirr der Bäume und Büsche. Plötzlich kam es dem Mönch vor, als höre er einen unterdrückten Laut. Er kam von der Stelle, an der der Weg von der Abtei zum Fluss durch die Fallgrube unterbrochen wurde, die tagsüber mit dem riesigen Brett abgedeckt, jetzt aber geöffnet war. Fursa lauschte. Ja, nach wenigen Minuten wiederholte sich der Ruf, erst gedämpft, dann lauter. Es bestand kein Zweifel, jemand war in die Tiefe gestürzt und konnte sich aus eigener Kraft nicht befreien. Fursa kicherte. Einen solch üblen Trick hatten die Leute von Tipperary einst bei dem großen Missionar Patrick angewandt, als sie seinen Reisewagen in ein mit Laub und Zweigen getarntes Loch stürzen ließen. Heiliger Patrick, jetzt mache ich wieder gut, was man dir angetan hat, murmelte Fursa und spürte, wie die Unternehmungslust in ihm wuchs. Gespannt spähte er in die Dunkelheit und tastete sich in ihrem

Schutz zur Fallgrube vor. Er musste Acht geben, sich nicht in dem Seil zu verheddern, das hier irgendwo zwischen den Bäumen im Zickzack verlief. Nach einigen Minuten stand er vor dem gähnenden Loch. Fursa ließ sich auf die Knie nieder und schob seinen Kopf behutsam über die Öffnung. Am Boden der Grube kauerte ein Wesen, das merkwürdige Flüche von sich gab.

„Wenn ich nicht wüsste, dass du ein Wikinger bist, würde ich dich für einen Bären halten“, sagte der Mönch. Der Mann richtete sich auf. Er war kleiner von Gestalt als er, das konnte Fursa trotz der Dunkelheit sogleich erkennen. Er würde ihm höchstens bis an die Schulter reichen. Der Fremde streckte die Hände aus. Offensichtlich wollte er sofort aus seiner misslichen Lage befreit werden.

„Halt, halt, nicht so schnell!“, lächelte Fursa. „Wenn ich dich hier heraushole, gibst du mir bei erster Gelegenheit mit deinem Schwert einen Hieb über den Kopf oder streckst mich hinterrücks nieder. Zuerst reichst du mir deine Waffen, alle, hast du verstanden?“

Der Wikinger wusste nicht, was Fursa meinte, oder tat so, als verstehe er ihn nicht. Fursa machte einige gestikulierende Bewegungen, die seine Absicht verdeutlichten. Der Wikinger schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, ein tapferer Krieger trennt sich nie von seinen Mordwerkzeugen. Das ist gegen seine Ehre. Aber du bist in Gefangenschaft, verstehst du? Ein Gefangener hat kein Recht, seine Waffen zu behalten.“

Eine Weile war es still. Der Wikinger schien zu überlegen, was er tun sollte. Wieder schüttelte er den Kopf.

„Gut, dann warte hier bis zum Jüngsten Tag.“ Fursa tat, als wolle er sich entfernen.

Aus der Grube waren ein paar hastig hervorgestoßene Worte zu hören. Dann wurden ein Kurzsword und ein Dolch über den Rand der Fallgrube gestreckt. Einen Schild besaß der Gefangene wohl nicht.

„Na also, warum nicht gleich so“, nickte Fursa. Er beugte sich über die Grube. „Sind das auch wirklich alle Waffen?“

Der Wikinger schien zu überlegen, was er antworten sollte. Dann nickte er.

„Alle?“

„Alle“, wiederholte der Mann.

„Nun gut. Deinen Helm kannst du aufbewahren, denn die Nächte sind frisch“, scherzte der Mönch. Dann wurde er wieder ernst. „Du wirst jetzt hier hübsch brav warten, bis es heller geworden ist. Dann hole ich dich heraus, und wir werden sehen, was weiter mit dir geschieht.“

„Warten? Was ist – warten? Was ist – geschieht?“

„Ja, warten, bis etwas geschieht. Denn etwas muss doch geschehen, oder?“

Der Gefangene wollte aufbegehren, denn er hatte mit der sofortigen Befreiung aus dem Verlies gerechnet. Doch Fursa gab ihm gestenreich zu verstehen, dass er sich erst einen Überblick verschaffen müsse, wo seine Landsleute geblieben waren. Der Wikinger kauerte sich auf den Grund der Grube und fügte sich fluchend in sein Schicksal.

Fursa ließ, durch den Ausgang des Abenteuers bestärkt, nun jede Vorsicht schwinden. Er folgte dem Weg zum Blackwater-River, sah jedoch keine Boote, wohl die Spuren, wo sie ans Ufer gezogen worden waren. Also hatten die Wikinger ihren Überfallplan für heute aufgegeben. Ob niemand den Verlust dieses Kriegers bemerkt hatte?

Fursa wartete noch eine Weile, bis das erste Licht des jungen Morgens die Umrisse der Bäume aus der Dunkelheit schälte, dann eilte er zu seinem Freund Brenach zurück, der ihn mit Vorwürfen, warum er ihn habe so lange warten lassen, empfing.

„Ich musste ganz sicher gehen, dass uns keine Gefahr mehr drohte“, entschuldigte sich Fursa. „Wir können von Glück sagen, dass die Wikinger tatsächlich abgezogen sind. Doch nun

komm, wir wollen die Mitbrüder aus der engen Notbehausung unter dem Scriptorium befreien.“

Sie eilten in den Klosterbereich zurück und öffneten die geheime Tür, die aus der Schreibwerkstatt in die Tiefe führte. Die Mönche saßen oder standen in der dunklen Enge des Raumes und beteten. Fursa gab dem Abt ein Zeichen, worauf Comgall Ruhe gebot. Fursa berichtete kurz, was er beobachtet hatte und dass für das Kloster augenblicklich keine Gefahr bestand. Von dem gefangenen Wikinger sagte er nichts.

Ein Freudenschrei brach aus den Männern hervor. Einige umarmten einander, gaben unumwunden zu, dass sie große Angst ausgestanden hätten, nur die früheren Krieger schwiegen. Andere wollten Fursa und Brenach auf ihre Schultern heben, was in der bedrückenden Enge ohnehin unmöglich gewesen wäre, doch die beiden entwandten sich geschickt den Zugriffen. Die Erleichterung über das Ende der drohenden Gefahr stand allen ins Gesicht geschrieben.

„Wir wollen nach oben gehen und in unserer Kirche ein Danklied anstimmen“, entschied Comgall. „Denn wir sollten nicht vergessen, dass es Gott war, der unseren Mitbrüdern Fursa und Brenach die Kraft verlieh, den Wikingeransturm abzuwehren. Aus eigener Kraft vermögen wir nichts. Alles, was wir tun, geschieht nur mit Hilfe des Himmels.“

Entspannt setzte sich der Zug in Bewegung. Fursa sah Brenach an und Brenach den Freund. „Nun hat Gott wohl die Fangseile angebracht und die Grube ausgehoben“, knurrte Brenach. Fursa erwiderte etwas, das der Nachbar nicht verstand.

Während die Mönche zur Kirche eilten, hielt Fursa den Freund zurück. „Ich muss dir etwas anvertrauen, aber ich bitte dich um absolutes Stillschweigen. Ehrenwort?“

„Warum so feierlich?“, wunderte sich Brenach. „Du weißt doch, dass du dich auf mich verlassen kannst. Oder habe ich dir auf Scatterry Island Anlass zum Misstrauen gegeben?“

Fursa ging auf die Frage nicht ein. Er machte eine Handbewegung, dass Brenach ihm folgen solle.

„Wohin gehen wir?“

„Das wirst du gleich sehen. Wir haben einen Gefangenen!“ Brenach blieb stehen und zog Fursa am Ärmel des Habits. „Wir haben – was?“

„Er steckt noch in der Grube. Aber wir müssen ihn herausholen und irgendwo verstecken.“

„Verstecken? Was machen wir hier mit einem Wikinger? Lass ihn laufen, sonst bekommen wir Ärger.“

„Oder auch nicht“, erwiderte Fursa. „Er könnte uns als Geisel dienen oder sonst wie ein Garant der Sicherheit sein.“

„O Gott“, stöhnte Brenach. „Wenn das nur gut geht.“

Fursa fasste den Freund bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Wozu haben wir die Grube denn ausgehoben, he? Um einen Ziegenbock zu fangen oder eine wilde Geiß? Es galt, Feinde abzuwehren, die uns an die Gurgel wollten, vergiss das nicht!“ Brenach sah sich um, als fürchte er, von den Wikingern belauscht zu werden. Aber kein Laut war zu hören. Nur der Wald atmete tief. Inzwischen war es heller geworden. Vom Blackwater-River zog Nebel auf. Den Männern fröstelte. „Die Stunde vor Sonnenaufgang ist die kälteste der Nacht“, sagte Brenach. Solche Naturweisheiten hatte er von seinem Großvater, der noch ein echter Kelte gewesen war.

„Bevor wir den Kerl aus seinem Gefängnis holen, müssen wir uns im Klaren darüber sein, wohin wir ihn bringen wollen. Ins Kloster werden wir ihn schwerlich mitnehmen können, und selbst wenn, würde der Abt seine Anwesenheit nicht lange dulden, sondern ihm die Freiheit geben.“

„Was das Beste wäre“, fügte Brenach hinzu.

Doch davon wollte Fursa nichts wissen. „Wenn du dich nicht getraust, ziehe ich die Sache allein durch. Der Wikinger bleibt in Gewahrsam.“

„Und wenn seine Freunde ihn suchen?“

„Dann werden sie uns nicht hinterrücks überfallen und uns abstechen. Denn Tote können keine Auskunft mehr geben. Sie werden mit uns verhandeln. Und so lange haben wir einen Trumpf in der Hand.“

Furas Taktik überzeugte Brenach nicht. „Wenn sie uns vorher nicht töten, dann eben hinterher, wenn sie erfahren haben, was sie wissen wollten.“ Aber er willigte ein, den Fremden erst einmal einzusperren. „Es gibt eine Waldhütte, ungefähr eine halbe Meile oberhalb der zum Kloster gehörenden Weiden auf dem Wege nach Tallow“, sagte er. „Sie ist bestimmt kein ausbruch-sicheres Gefängnis, doch geschützt durch Brombeerranken und Haselgebüsch. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.“ Der Freund erstarrte. „Wo liegt diese Waldhütte? Auf dem Weg...“

„...nach Tallow, ja. Was dagegen?“

„Ja, äh, ich meine, das ist kein guter Vorschlag.“

„Und warum nicht?“

„Ich habe so ein merkwürdiges Gefühl in der Magengrube.“

Brenach lachte laut auf. „Seit wann verlässt du Verstandes-mensch dich auf deine Gefühle? Ein Gefangener braucht ein Dach über dem Kopf. Und die Stelle, wo wir ihn unterbringen, muss so gelegen sein, dass er niemanden durch Geschrei auf sich aufmerksam machen kann.“

„Wir verkleben ihm den Mund.“

„Das ist keine Lösung. Er wird sich das Pflaster abreißen, denn wir werden ihm schwerlich die Hände binden können.“

„Wieso nicht? Wer die Hände frei hat, kann leichter fliehen.“

„Es genügt, wenn wir seine Füße in Fesseln legen. Oder willst du zweimal am Tag hinausgehen und ihm bei der Notdurft helfen?“

„Fursa fluchte. „Mensch, an was du alles denkst!“

„Ja, eben. Jetzt haben wir einen Gefangenen und sitzen mit ihm in der Patsche.“

Allmählich legten sich Furas Vorbehalte gegen die Waldhütte. Die Truhe mit der Himmels-scheibe würde der Fremde schwer-

lich entdecken, da müsste schon ein verwegener Zufall mit im Spiel sein.

Wortlos näherten sie sich der Grube, unterwegs immer wieder Ausschau haltend, ob sich nicht doch noch Wikinger im Wald herumtrieben. Schließlich standen sie vor dem Gefangenen.

„Was – warten, was – geschieht?“, fragte er und sah Fursa und Brenach abwechselnd an.

„Wir nehmen dich mit.“

„Gut, gut. Werde einholen meine Leute. Sind sicher noch da.“

„Niemand ist da. Sie haben sich aus dem Staube gemacht und dich sitzen gelassen.“

„Sitzen – was? Ich nicht glauben!“

„Stimmt aber. Auch ihre Boote sind weg.“

„Weg“, wiederholte der Wikinger tonlos. Die beiden Mönche wunderten sich, wie gut er sich in ihrer gälischen Sprache auszudrücken verstand.

„Werde schwimmen. Auf andere Seite des Flusses. Dort ist Lager.“

„Kein Lager, keine Boote, keine Wikinger. Du bist muttersee-lenallein.“

„Was ist Mutterseele? Kann laufen, laufen wie ein Wiesel. Laufe nach Osten. Immer nach Osten.“

„Dann stößt du wieder auf Wasser, kapiertst du?“, stellte Brenach klar. „Unser Irland ist von Meer umgeben und ohne Schiff bist du gefangen.“

„Ge-, gefangen?“

„Ja, nun stell keine blöden Fragen, sondern tu, was wir dir sagen.“

„Da du mir deine Waffen bereits ausgehändigt hast, will ich dich jetzt heraufziehen“, sagte Fursa. „Aber ich warne dich: Versuche nicht zu fliehen! Du hättest keine Chance. Denn vor dir steht der schnellste Mann Irlands, der jeden Wettkampf im Rennen gewinnt und vom Hochkönig auf Tara bereits eine bedeutende Auszeichnung erhielt.“

Fursa wies auf Brenach. Brenach wurde rot. Sie befreiten den Gefangenen aus seiner misslichen Lage. Er reckte sich und streckte seine Glieder. Er war nicht mehr ganz jung, vielleicht vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, schlank, aber nicht außergewöhnlich groß. Außer dem Schwert und dem Dolch, die sich jetzt in Fursas Gewahrsam befanden, und dem kupfernen Helm schien er keine Gegenstände bei sich gehabt zu haben, denn sie durchsuchten seine Taschen, fanden außer einem Stück Salzbrot jedoch nichts. Fursa löste sein *Cingulum*, das um seine Taille gebunden war, und fesselte damit die Hände des Wikingers auf dessen Rücken. Der Gefangene sträubte sich, er zog und zerrte, aber er bekam den Knoten nicht auf. „Sei froh, dass wir dich nicht gleich an Ort und Stelle erledigen“, drohte Brenach. „Wie eure wilden Horden machen wir mit gefangen genommenen Kriegerern kurzen Prozess.“ „Prozess, was ist Prozess?“ Brenach machte die Geste des Halsabschneidens. „Das du machst mir nicht weis!“, rief der Gefangene. „Ihr nicht dürft töten! Das ist Wikingern bekannt. Deshalb niemand hat Scheu, eure Klöster zu überfallen. Keine Gegenwehr. Nur Demut und Ergebenheit, Ergebenheit in Gott.“ „Dir werd ich helfen!“, schimpfte Brenach und zog so ruckartig am Cingulum, dass der Wikinger aufschrie. „Schade, dass du noch nicht vor Scattery Island erschienen bist, ich hätte aus dir Brei gemacht und an die Möwen verfüttert“, fluchte Fursa. „Das du sagst nur so daher, Mönch. Du ein Aufschneider! In Wirklichkeit ihr seid lammfromm und ergeben eurem Schicksal.“ „Wer hat dir denn diesen Unsinn erzählt?“, brauste Fursa auf. „Glaubst du, Mönche lassen sich wie Karnickel abschlagen?“ „Ja, ja, so es ist! Euer verrückter Gott es gebietet! Der nicht duldet Kampf, er nicht duldet Widerstand. Schlage ich auf die rechte Backe dich, sagt er, du musst auch hinhalten linke

Backe. Sollen wir ausprobieren? Ist Christengebot! Nun, was ist? Beuge dich, ich dich schlage.“ Fursa trat dem Wikinger in die Kniekehle. Der drohte zu fallen, doch fing er sich und drehte sich mit einem Fluch auf den Lippen zu seinem Peiniger um. „Das schwere Sünde“, zischte er. In seinen Augen loderte Hass. „Da du über das Christentum so genau Bescheid zu wissen scheinst, wollen wir dir eine kleine Freude machen“, sagte Brenach. „Du wirst heute fasten, wie die Mönche es tun, und nichts zu essen bekommen.“ „Das ist gegen gute Sitte!“, rief der Wikinger. „Erzähl mir keine Märchen“, erwiderte Brenach. „Du weißt doch am wenigsten, was gute Sitten sind.“ Die Waldhütte erwies sich zwar als ein abgeschirmtes, doch nicht sicheres Versteck. Hier konnten sie den Gefangenen nur allein lassen, wenn sie ihn an einen der tragenden Balken fesselten. Weder das Cingulum noch ein Hanfseil würden indes den Ausbruchversuchen des Kriegers widerstehen. Es wäre ein Leichtes, sie an den scharfen Kanten des Türrahmens durchzuschleuern und das Weite zu suchen. Fursa schickte Brenach los, um aus der Schmiede des Klosters eine starke Eisenkette zu organisieren. „Am besten mit einem Schloss“, fügte er hinzu, während sich der Freund widerstrebend auf den Weg machte. Der Wikinger ließ sich ins Stroh fallen, rollte sich auf die Seite und sah Fursa unverwandt an. „Du dich hast in schlimme Lage gebracht“, lächelte er boshaft. „Bist du hier der Gefangene oder ich?“, schnaubte Fursa und hob den Fuß. „Ja, tritt! Tritt zu! Wirf nur über Haufen die Gebote deiner Religion, dann du wirst sehen, was dir passiert.“ „Nichts wird geschehen, du Aufschneider. Pass nur auf, dass ich dir nicht eine Tracht Prügel verpasse. Für einen Gefangenen nimmst du den Mund reichlich voll.“

Der Wikinger richtete sich auf und stemmte die Arme rücklings ins Stroh. „Weißt du, was machen werden meine Leute mit dir, wenn sie dich erwischen eines Tages?“ Da der Mönch nicht antwortete, fuhr der Wikinger fort: „Sie werden dich lassen sterben eines langen, langsamen Todes. Zuerst du wirst wie ein Fell auf ein Brett gespannt und musst liegen bleiben vierundzwanzig Stunden. Gegen Mittag des nächsten Tages wird kommen ein Angehöriger meiner Familie und dir abhacken den rechten Arm an der Schulter. Am darauf folgenden Mittag wird kommen wieder ein Bruder und dir trennen den linken Arm vom Körper. Damit du nicht verblutest so schnell, wird man verstopfen deine Wunden mit Erde, Laub und Tierhäuten. Doch nicht genug. Einen Tag später wird abgehackt dir das rechte Bein und darauf schließlich das linke. Wenn du lebst danach noch, man wird dir ausstechen die Augen, die Ohren abschneiden und die Zunge reißen aus dem Mund. Zu guter Letzt wird man hauen deinen Körper in zwei Stücke. Dein Leichnam bleibt liegen so lange, bis das Fleisch ist von den Knochen gelöst, vom Winde zerstreut oder von wilden Tieren abgenagt. Dann wird kommen eine Sklavin und einsammeln deine Knochen und sie bestatten oder zerstreuen in alle Richtungen.“

Der Gefangene hielt inne, um die Reaktion seines Wächters zu beobachten. Fursa stand mit starrer Miene vor ihm, sein Gesicht verriet nicht die kleinste Erregung. Er streckte seine großen, kräftigen Hände aus und ließ die Finger spielen. „Ich könnte jetzt, damit mir nicht geschieht, was du mir so einleuchtend angedroht hast, dem Spuk ein Ende machen. Ich könnte dir den Hals zudrücken und meine Hände erst wieder lösen, wenn dein letztes Röcheln verstummt ist. Dann würde ich dich gleich nebenan verscharren, aber nicht tief, sodass die Füchse, die bekanntlich eine feine Nase haben, dich wieder ausgraben und genüsslich verzehren können. Nun, was hältst du von diesem Vorschlag?“

Der Wikinger war bleich geworden. „Dass du kannst erwägen solche Gemeinheiten, wo deine Religion doch lehrt Liebe und Vergebung“, stammelte er. „Ich glaube, du bist schlechter Mönch.“

„Nicht schlechter als andere“, sagte Fursa. „Ich bin auch einmal Kämpfer gewesen wie du, und ich habe dem Tod wohl hundertmal ins Auge gesehen. Ich weiß, wovon ich spreche. Im Innern, hier, wo ihr Wikinger kein Herz habt, bin ich immer noch Soldat. Aber jetzt ein Soldat Jesu Christi.“

„Dass ich nicht lache! Du dich treibst hier in komischer Kutte herum, die aussieht eher wie das Gewand einer Frau, und willst sein gewesen Soldat? Du aussiehst wie müder Krieger.“ Fursa antwortete nicht, doch schoss ihm die Zornesröte ins Gesicht. Der Gefangene spürte, dass er mit seiner Rede zu weit gegangen war, und deshalb fragte er schnell: „Hast du auch getötet?“

„Wenn mir der Feind zu nah auf den Pelz rückte, ja. Ich habe nicht wahllos niedergemacht, wenn sich mir jemand in den Weg stellte, doch ich habe mich meiner Haut zu wehren gewusst. Ich bin also durchaus bereit, dich ins Reich deiner Ahnen zu schicken, wenn du mich weiter herausforderst.“

Der Wikinger schwieg und blickte zu Boden. Offenbar waren nicht alle Mönche bereit, sich ohne Gegenwehr abschlagen zu lassen, nur weil sie einem Gebot ihres Gottes folgten.

„Denken alle so hier wie du?“, fragte er schließlich.

„Nein. Auch ich denke nicht immer so. Wir haben in der Klostergemeinschaft gelernt, unseren Hass zu überwinden und unseren Feinden zu verzeihen. Unser Gott ist kein törichter Gott, wenn er uns lehrt, die Menschen zu lieben. Aber das zu verstehen, passt wohl nicht in deine schwarze Wikingerseele.“

Brenach kam zurück, eine dicke Kette über der Schulter. Er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er berichtete, dass der Schmied eine Reihe unangenehmer Fragen gestellt habe: Wofür er die Kette benötige, ob er sie heute noch wiederbekä-

me, warum sie so dick und lang sein müsse, ob nicht auch eine kleinere und kürzere reiche. Schließlich habe er, Brenach, ihm geantwortet: „Der Stier, den wir einfangen müssen, ist so stark wie der braune Donn Cuailgne, den Medb, die Königin von Connacht, vorzeiten aus Ulster gestohlen hat.“ Damit habe sich der Schmied zufriedengegeben. Eine andere Peinlichkeit sei die Fragerei des Abtes gewesen. Comgall habe sich zweimal erkundigt, warum Fursa und er nicht am Mittagsgebet und am Mittagstisch teilgenommen hätten. Die Ausrede, die von den Wikingern ausgehende Gefahr sei nicht endgültig überstanden und die Gegend müsse weiter beobachtet werden, habe ihm Comgall wohl nur halbherzig abgenommen.

„Wir müssen sehen, dass wir den Gefangenen jetzt einigermaßen versorgen und dann nichts wie zurück zur Abtei“, drängte Brenach.

„Ein Strohlager ist ein fürstliches Quartier für einen Wikinger, oder?“ Fursa nahm dem Gefangenen das Cingulum ab und legte es wieder um seine Taille. Dann befestigten sie ein Ende der Kette am linken Fuß des Gefangenen, das andere Ende schlossen sie an einem niedrigen Dachbalken an.

„Wir können dir auch einen nackten Felsen als Bett und einen Stein als Kissen geben, so wie viele Mönche vor unserer Zeit schliefen. Aber wir wollen nicht unchristlich sein.“

Der Wikinger sah ihnen mit niedergeschlagenem Blick nach.



Swei Tage herrschte in Molana eine freudige Stimmung. Fursa und Brenach wurden von den Mitbrüdern wie Helden gefeiert. Dank ihrer ausgetüftelten Abwehrvorkehrungen hatten die Wikingers das Feld geräumt, womit niemand gerechnet hatte, am wenigsten die beiden Mönche selbst. Zufrieden

ließen sie die Lobeshymnen über sich ergehen, doch dann mahnte der Abt zur Demut. So nahm der Alltag mit seinen geregelten Diensten wieder seinen Lauf, doch das Gefühl, einem Feind die Stirn geboten zu haben, hinterließ einen verhaltenen Stolz. Es sprach sich bald herum, dass Molana einem geplanten Wikingerüberfall entgangen war, und die Äbte der benachbarten Abteien schickten Mönche, die sich genau erkundigen sollten, auf welche Weise man dem Angriff widerstanden habe. Fursa und Brenach erläuterten ihre Taktik, fertigten Zeichnungen an und demonstrierten die Abwehrmaßnahmen an Ort und Stelle. Tief beeindruckt kehrten die Gesandten in ihre Klöster zurück.

Fursa und Brenach wussten, dass sie nicht länger gemeinsam zur Waldhütte gehen konnten, um nach dem Gefangenen zu schauen. Dass sie andauernd die Köpfe zusammensteckten, wurde von Abt Comgall und den Mönchen nicht gern gesehen. In einer Gemeinschaft von nunmehr fünfzig Männern sollte es keine privaten Bindungen geben. Gestattet war hingegen ein „Seelenfreund“, dem sich ein anderer Mönch anvertrauen und ihm gegenüber auch seine Schuld bekennen durfte. In der keltischen frühchristlichen Kirche war die Beichte nicht zwingend vorgeschrieben, weil man auch den Sündenbegriff noch anders definierte. Die Moral war noch nicht christlich, sondern stark vom archaischen Ethos geprägt. Zwar gab es ein Verständnis für Verfehlung und Verantwortlichkeit, doch darüber sprach man mit dem „Seelenfreund“, der allerdings nicht die Kompetenz eines Beichtvaters besaß. Der geistig-spirituelle Ratgeber entstammte der vorchristlichen keltischen Gesellschaft und war meist ein Druide gewesen.

Jedermann wusste, dass das freundschaftliche Verhältnis zwischen Fursa und Brenach aus der gemeinsamen Zeit auf Scatterry Island herrührte. Doch in jüngster Zeit schienen die beiden unzertrennlich zu sein, was die Majorität der Mönche missbilligte. Abt Comgall hatte im Stillen bereits erwogen, an

Abt Eric zu schreiben und Fursa in sein Heimatkloster zurückzuschicken. Nachdem die Wikingerplage gebannt schien, bestand ja auch kein Grund für sein längeres Verbleiben. Comgall besprach sich mit seinem Prior und dem Subprior, doch beide rieten von einer vorschnellen Entscheidung ab. Diese Maßnahme dürfe nicht abrupt getroffen werden, sondern setze eine längere Vorbereitung voraus. Schließlich verdanke Molana dem Gast von Scatterry Island vielleicht sogar sein Überleben, und der Abzug Fursas könne alte Ängste wieder schüren und in der Gemeinschaft für Unruhe sorgen.

Fursa ahnte, dass hinter seinem Rücken etwas im Gange war, und er teilte Brenach seinen Verdacht mit.

„Nimm es mir nicht übel“, sagte er, „ich halte es für unklug, weiterhin gemeinsam zu dem Wikinger zu gehen, da man uns von allen Seiten beobachtet.“

„Was schlägst du vor?“, fragte Brenach.

„Wir werfen das Los oder ziehen Holzstäbchen.“

„Dann bin ich meist der Verlierer“, sagte Brenach. „Ich habe mit solchen Dingen kein Glück.“

„Gut, dann gehen wir abwechselnd. Heute ich, morgen du.“

Doch Brenach äußerte andere Bedenken: „Ich halte es dennoch für riskant, den Gefangenen allein aufzusuchen, um ihm sein Essen zu bringen. Ich bin ihm vielleicht an Kräften gleich, doch gewiss nicht an Hinterlist. Was ist, wenn er sich hinter der Tür verbirgt, mir auflauert und mir die Kette um den Hals schlingt? Ein überraschender Angriff kann mich das Leben kosten.“

Fursa unterdrückte das Lachen. „Ich weiß, dass Krieger zu folgsamen Lämmern werden. Das Beispiel in unseren Klöstern zeigt es jeden Tag. Aber ich wusste nicht, dass sich tapfere Streiter auch in Memmen verwandeln können.“

Brenachs Gesicht färbte sich rot. „Ich bin keine Memme, dagegen verwahre ich mich. Ich bin nur vorsichtig.“

„Gut, mein Freund. Dann brauchst du einen Verbündeten, jemanden, der mit dir in die Waldhütte geht. Ich kann es ja

schwerlich sein, denn ich werde in der Zwischenzeit im Kloster bleiben müssen. Was hältst du von – Findbar?“

Brenach atmete erleichtert auf. „Dem ich deine Vorzüge so ausführlich geschildert habe. Das ist ein ausgezeichnete Vorschlag. Dass ich nicht selbst darauf gekommen bin! Findbar ist zuverlässig – und tapfer, wenn es sein muss.“

„So werde ich ihn ins Bild setzen.“

„Nein, nein, Fursa, überlass das mir! Ich kenne Findbar länger als du. Er wird mir vertrauen.“

Fursa begriff, dass dieser Weg nur eine Notlösung war. Je größer der Kreis, der um den Gefangenen wusste, umso größer war die Gefahr, dass man ihr Geheimnis entdeckte. Nach der Vesper in der Kirche schlich Fursa ins Refektorium. Bruder Molug und seine Gehilfen hatten den Tisch bereits gedeckt. Es gab Brot, ein Stück Ziegenkäse für jedermann und einen Becher Milch. Fursa schritt eilig an den Tischreihen entlang, nahm hier einen Kanten Brot, dort das Käsestück vom Holzteller und verstaute sie in der Tasche seines Habits. Frisches Wasser würde er unterwegs auf dem Wege zur Waldhütte aus einer Quelle schöpfen. Es war Fastenzeit, das Mahl kärglich und dazu noch die Zeit des Stillschweigens. So durfte niemand der bestohlenen Mönche seinem Unmut Ausdruck verleihen.



Der Wikinger wartete schon. Er wusste, dass die Zeit der Abenddämmerung ihm die einzige Mahlzeit des Tages bescherte, denn tagsüber konnten sich die Mönche nicht sehen lassen. Fursa packte das spärliche Abendbrot aus und reichte ihm auch den Napf mit dem Quellwasser. Die Hälfte hatte er unterwegs verschüttet. Der Gefangene schob sich das Stück

Brot in den Mund, kaute kurz und verschlang auch den Käse. Erwartungsvoll blickte er auf Fursa. Der zuckte die Achseln.

„Es tut mir leid, dass ich dir den Tisch nicht reicher decken kann“, sagte der Mönch, und ehrliches Bedauern dämpfte seine Stimme. „Ich werde versuchen, dir morgen mehr zu bringen.“

„Das hast du gesagt gestern auch“, brauste der Wikinger auf. „Und vorgestern dazu. Wenn ihr mich weiter so lasst schmachten, kannst du bald ausheben für mich ein Grab oder mich verbrennen. Doch zuvor ich fordere dich heraus zum Zweikampf. Ich nicht werde sterben wie ein elender Hund.“

Fursa freute sich über die sprachlichen Fortschritte, die der Wikinger machte, und er sagte es ihm auch. Dadurch war die Wut des Inhaftierten allerdings nicht besänftigt. Der Mönch kontrollierte die Kette. Der Gefangene hatte keine Möglichkeit, sich ihrer zu entledigen, und er schien keinen Versuch dazu gemacht zu haben. Das Schloss hielt stand und die Fußangel ebenso.

„Soll ich dir das Laub aufschütten, damit du bequemer liegen kannst?“, fragte Fursa, um die Stimmung zu heben.

„Lass mich“, schimpfte der Wikinger und drehte sich auf die Seite.

„Eingeschnappt, was?“

„Einige –was? So lange ich hier bin eingesperrt, so lange du bist mein Feind.“

Fursa überhörte die Bemerkung. „Ich habe dich bisher nicht nach deinem Namen gefragt. Wirst du ihn mir verraten?“

„Verraten? Ich kein Verräter“, kam es giftig zurück.

„Ich meine, ob du mir deinen Namen sagst, verstehst du?“

„Tyr“, knurrte der Gefangene.

„Wie – Tyr?“

„Quatsch! Tyr heißt Kriegsgott. Nach ihm hat mich genannt mein Vater.“

Fursa pff durch die Zähne. „Einen solchen Namen erhält nicht jedermann. Du musst aus vornehmer Hause sein.“

„Mein Vater war Häuptling. Aber er wurde erschlagen im Kampf. Von hinten.“

„Hinterrücks? Im Kampf?“

„Ja, von einem oberen Stamm, nein, Stammesoberen, der neidisch war, wollte Vaters Macht.“

„Also von einem Rivalen, so, so. Das tut mir ehrlich leid“, sagte Fursa leise.

„Muss es nicht. Es nicht muss dir leid tun. Denn du kein Wikinger. Ich hoffe, mein Vater lebt in Asgard, im Himmel. Unser Himmelreich – das ist eine riesige Burg mit zwölf wunderschönen Palästen für die Götter.“

„Was du nicht sagst!“, rief der Mönch und klatschte in die Hände. „Das klingt ja nach dem Himmlischen Jerusalem und seinen zwölf mit Edelsteinen besetzten Toren.“

„Im Palast von Hauptgott Odin befindet sich Walhalla. Das ist prächtige Halle mit 540 Toren. In diese riesige Halle die Walküren bringen die tapfersten Krieger, die gefallen sind auf dem Schlachtfeld.“

„Die Walküren?“, fragte Fursa. „Was sind denn das für Wesen?“

„Das sind halbe Göttinnen, nein, Halbgöttinnen, kämpferisch, die beistehen auf dem Kampfplatz den Helden, für deren Sieg sich Odin hat entschieden.“

„Dann ist dein Vater ja in guten Händen“, versuchte Fursa zu trösten, doch Tyr winkte ab.

„Mein Vater ist ermordet worden hinterrücks und nicht beim messen Kräfte, äh, Kräftemessen im ehrlichen Zweikampf. Deshalb ich bin nicht sicher, wie Odin über ihn denkt und ob Asgard geworden ist sein wirkliches Zuhause.“

Es entstand eine kleine Pause. Fursa versuchte sich in die Lage seines Gefangenen zu versetzen und seine Sorge um das ewige Seelenheil seines Vaters zu verstehen.

„Wir Christen können für die Verstorbenen beten und Gott bitten, sie bei sich aufzunehmen.“

„Ist zu billig“, entgegnete Tyr. „Muss selbst etwas tun. Wir Wikinger, wir können gemeines Unrecht, das ist widerfahren einem edlen Krieger, wieder machen gut, indem wir stellen den Mörder zur Rede und ihn besiegen.“

„Rache? Unser Gott sagt: Mein ist die Rache. Das heißt, Gott sorgt dafür, dass Unrecht gesühnt wird. Willst nicht auch du Odin entscheiden lassen, was richtig ist?“

Tyr spuckte aus. „Ich will dir sagen: Euer Christentum ist Religion für Jammerlappen. Ihr betet, betet, betet – wir handeln. Ich will nicht verbringen meine Ewigkeit im Totenreich Hel, wohin die kommen, die begegnet sind ihrem Schicksal tatenlos. Weißt du, für uns die Welt ist wie ein riesiger Baum, eine Weltesche mit Namen Yggdrasil. In der Krone des Baumes ist Reich Asgard, wo die Götter wohnen, unter den Wurzeln liegen Hel und Niflheim. Dieses ist eine eisige Welt, wird bewohnt von Frostriesen. Böse Geschöpfe! An einem Brunnen leben die Nornen, das sind Schicksalsgöttinnen, die begießen den Weltenbaum, aber spinnen und bemessen auch Lebensfäden der Menschen. Sie können durchschneiden Lebensfäden am Lebensende.“

In Fursa erwachte der Missionar. „Wir Christen kennen auch eine Unterwelt. Wir nennen sie Hölle. Aber wir vertrauen auf Gott, dass wir in ihr nicht elendig umkommen, sondern für den Himmel gerettet werden. Dafür hat Gott seinen Sohn auf die Erde geschickt, dass uns dieses Schicksal erspart bleibt. Gottes Sohn Jesus Christus hat sich für uns am Kreuz geopfert und dadurch von Sünde und Schuld erlöst.“

„Stellt ihr deshalb her diese merkwürdigen Kreuze – aus Gold und besetzt mit Edelsteinen?“, spottete Tyr. „Ein Kreuz ist doch Marterwerkzeug, um zu quälen die Menschen! Beim Überfall auf Lismore vor einigen Jahren mir ist ein schönes Kreuz in die Hände gefallen, herrlich, wunderschön. Es das erste Mal war, dass ich durfte beim Raubzug dabei sein. Es hat gelohnt sich.“ „Sieh einer an, du Halunke!“, entfuhr es Fursa.

„Euer Gottessohn ist doch euer Freund, denke ich. Warum ihr zeigt ihn dann so – im Elend, im Todeskampf, im Sterben? Brrr!“

Der Mönch hockte sich zu dem Gefangenen nieder. Sie saßen sich nun auf Augenhöhe gegenüber.

„Weil es das Höchste ist, was man füreinander tun kann: dem anderen sein Leben schenken. An seiner statt in den Tod gehen. ‚Eine größere Liebe aber hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde‘, sagt unser Gott.“

Von fern tönte blechern die Glocke des Klosters. Fursa stellte sich vor, wie Bruder Macartan sie vom Giebelfenster des Gotteshauses aus hin und her schwang und die Klostergemeinschaft zu den Gebeten rief.

„Selbst wenn du nimmst deine Beine unter die Arme, du wirst nicht schaffen es bis zum Beginn der Gebetstunde“, grinste der Wikinger. „Wirst Ärger bekommen.“



Bon Tyr keine Nachricht; er kam nicht zurück. Er hätte, wenn er seinen Auftrag erfolgreich hätte ausführen können, längst wieder bei ihr sein müssen! War ihm etwas zugestoßen? Hatte er den hinterhältig getöteten Vater nicht gerächt oder hatte ihn selbst der Tod ereilt? Die Tage vergingen in bleibender Ungewissheit, und je mehr Zeit verstrich, umso unruhiger und verzweifelter wurde Brigid. Tyr's plötzlicher Aufbruch, nachdem ihn der Brief der Mutter schließlich erreicht hatte, seine augenblicklich spürbare Veränderung nach Empfang der bedrohlichen Nachrichten – für Brigid blieben sie ein Rätsel, das sie seit den Verwirrungen jener Tage nicht lösen konnte. Sie hatte einen rücksichtsvollen, einfühlsamen jungen Mann kennengelernt, der gleichsam schrittweise ihre Liebe zu ihm

geweckt hatte – und dann dieser abrupte, unverständliche Gang ins Ungewisse.

Wenn nicht bald etwas geschah, musste sie die kleine, schmucke Wohnung aufgeben und sich eine andere Unterkunft suchen. Denn der Kaufmann, der Tyr inzwischen zum Kompagnon gemacht und ihm die Leitung seiner Niederlassung in Haithabu übertragen hatte, konnte und wollte nicht länger auf seinen Mitarbeiter verzichten und, da er sich nicht meldete, verständlicherweise auch keinen Lohn mehr zahlen. Zu Anfang hatte er sich mit der Zusicherung, Tyr sei in zwei, drei Wochen bestimmt zurück, dann sei die Familienangelegenheit gewiss geregelt, noch zufriedengegeben, doch jetzt drängte er Brigid immer mehr, ihm verbindliche Zusagen für den Wiedereintritt ihres Mannes in das Geschäft zu geben, andernfalls müsse er sich nach einem anderen Kontorleiter umsehen. Es nutzte nichts, dass Brigid wiederholt um Aufschub bat, eines Tages stellte der Kaufmann sie vor vollendete Tatsachen.

„Es tut mir leid, junge Frau, aber ich kann nicht länger warten. Ich habe einen Bewerber für den Posten Ihres Mannes, und ich bin gewillt, ihn einzustellen.“

„Das können Sie nicht machen! Tyr war immer fleißig und zuverlässig. Sie können ihn nicht einfach vor die Tür setzen.“

„Und ob ich das kann!“ Der Kaufmann zeigte sich unerbittlich. „Ich habe mich schon wochenlang mit Ihren Erklärungen zufriedengegeben. Doch jetzt ist das Maß voll. Ich brauche einen Leiter des Kontors, sonst gehen meine Geschäfte zurück. Das kann ich mir nicht leisten.“

Brigid zog aus. Der Abschied von der geliebten Umgebung fiel ihr schwer. Die Räume aufzugeben, in denen sich ihr Glück schrittweise vergrößert hatte, schmerzte sie zutiefst. Der Zufall wollte es, dass die Wohnung an der Stadtmauer, die sie mit Tyr bei der Ankunft in Haithabu bezogen hatte, in jenen Tagen wieder frei geworden war. Mit den wenigen Möbeln und dem überschaubaren Gepäck richtete sie sich im neuen Zuhause

ein. Schwerer wog der Umstand, dass sie mit dem wachsenden Kind in ihrem Leib allein dort leben musste. Und wenn er demnächst geboren sein würde, wie sollte sie den Winzling ernähren, wo sie doch über keine Einkünfte verfügte und die Rücklagen bald aufgebraucht wären?

Eines Tages nahm sie allen Mut zusammen und sprach in der Schankwirtschaft vor, in der sie schon einmal gearbeitet hatte. Tyr würde, wenn er davon erfuhr, mit diesem Schritt gewiss nicht einverstanden sein. Die Kneipe war, wie sie sich zuvor dargestellt hatte: Ein verrauchtes und verruchtes dunkles Gebäude in einer Seitenstraße in der Nähe des Hafens. Ab und zu wurde ein Zecher in der Dunkelheit überfallen und seiner Habseligkeiten beraubt. Mancher trieb anderntags auch tot im stinkenden Brackwasser. Der Wirt erinnerte sich des Fleißes und der Zuverlässigkeit der jungen Frau und war bereit, sie wieder zu beschäftigen. Brigid nahm die Arbeit an, doch fiel sie ihr schwerer als damals. Als der Wirt merkte, dass sie schwanger war, wollte er sie am liebsten entlassen, doch seine Frau hielt ihre schützende Hand über sie.

„Sie bleibt, verstehst du? Ich werde nicht zulassen, dass du sie vor die Tür setzt. Andernfalls räumst du hier selber auf, bleibst auf deinem Mist sitzen. Verstanden?“

Wieder spürte Brigid die verschworene Solidarität, die Frauen in Notlagen einander helfen ließ – wie damals bei Hallgrim. Was mochte die Frau des ermordeten Agmundr nach Tyr und ihrer Flucht erlebt haben?

In der Schankwirtschaft am Hafen verkehrten als Stammgäste vornehmlich Schiffer und Matrosen, eine lärmende, unberechenbare Gesellschaft, die oft dem Met mehr zusprach, als ihr bekömmlich war. Einige, die die Meere gekreuzt und nun Anker geworfen hatten, erinnerten sich noch an Brigid und machten ihr johlend zweideutige Angebote. Einstmals hatte Tyr die aufdringlichen Zecher in die Schranken gewiesen, ja, mehr als einmal sogar den Dolch zur Abschreckung aus dem Wams

gezogen. Jetzt sah sich Brigid den anzüglichen Reden schutzlos preisgegeben. Einer der Kapitäne, ein sonst ruhiger und besonnener Mann, schlug, wenn es ihm zu bunt wurde, mit der Faust auf den Tisch und bat sich etwas mehr Ruhe aus. Für ein paar Sekunden ebten die Geräusche tatsächlich ab, aber dann schwellen sie umso heftiger wieder an. Einer wollte dem Kapitän an die Gurgel, weil er sich als Moralapostel aufspiele, doch ein Faustschlag streckte den Herausforderer zu Boden. Der Kapitän verschaffte sich auf diese Weise Respekt. Vor allem aber forderte er die grölende Meute auf, die junge Schankmagd in Frieden zu lassen. Brigid dankte ihm von Herzen.

Es stellte sich heraus, dass der Kapitän ein Schiff befahlte, das einmal im Halbjahr zwischen der aufstrebenden Stadt Haithabu und der „grünen Insel“ hin und her fuhr. Der Gedanke, der geliebten Heimat plötzlich so nahe zu sein, löste in Brigid einen Freudentaumel aus. „Du kannst, wenn du willst, bei der nächsten Überfahrt dabei sein“, bot ihr der Schiffsführer an. „Über die Passage werden wir uns schon einig werden.“

„O, ja, ich danke dir für dein Angebot“, rief sie überschwänglich. „Übermorgen, nein, morgen werde ich dir Bescheid geben.“

Doch dann dachte Brigid an Tyr. Wo er wohl war? ‚Melde dich doch, oder komm bald zurück!‘, dachte sie wohl hundertmal am Tag. Wie konnte sie nur mit dem Gedanken spielen, ihn zu verlassen! Nein, das würde sie ihm und sich nicht antun. Sie bekämpfte tapfer die Sehnsucht nach der geliebten Heimat, deren grüne Auen und blaue Gewässer übermächtig vor ihrem geistigen Auge erschienen. Nein! Ihr Platz war hier, in Haithabu, und hier würde auch bald ihr Kind zur Welt kommen. Sie musste den heißen Wunsch, endlich nach Hause zurückzukehren, aus ihrem Herzen streichen.



Es kam nicht oft vor, dass der Abt die Werkstätten inspizierte. Er verlieh sich auf seine Mönche als einen Kreis treuer Mitarbeiter, die die ihnen gestellten Aufgaben nach bestem Können verrichteten. In den letzten Tagen ließ er sich jedoch etwas häufiger in der Schreibschule sehen, wo Kevin und Munchin über einem kostbaren Werk saßen, das von einem Provinzkönig in Auftrag gegeben worden war. Sie hatten ihre Arbeitsplätze nebeneinander. Kevin schrieb den lateinischen Text mit großer Sorgfalt Reihe für Reihe in herrlichen Minuskeln, Munchin gestaltete die Initialen, gab ihnen Schwung und Eleganz und setzte sie in Farben. Auch wo ein neues Kapitel begann oder eine Textseite nicht auf der unteren Linie abschloss, schmückte er das Werk mit Tieren oder Pflanzen, mit Linien, Bändern, Spiralen und Ornamenten. Wenn der Abt den beiden Mönchen über die Schulter schaute, durchströmte ihn eine Welle der Freude. Die Harmonie von Text und Illumination ließ sein Herz höher schlagen, spürte er doch, dass die Natur nicht kopiert, sondern von ihrem Wesen her verstanden und aus innerem Erleben gestaltet worden war.

Die beiden Mönche waren wahre Meister, durchaus in der Lage, mit den großen Klosterstätten Clonard, Clonmacnoise, Durrow – „Ebene der Eichen“ – und Bangor in Konkurrenz zu treten, deren Scriptorien einen bis aufs Festland reichenden Ruf genossen. Eine so ausgefeilte und überzeugende Gestaltung des Pergaments erwartete man wahrscheinlich von den Schreibmönchen in Molana nicht, umso mehr schätzte Comgall ihre Kunst. Über die Zusammensetzung der Farben wahrten die Mönche meist Stillschweigen. Sie hatten ihre eigene Rezeptur entwickelt, die Lehrzeit in anderen Klöstern fortgeführt und durch eigene Erfahrungen ergänzt. Sie experimentierten auch weiterhin, um die roten, gelben, grünen und blauen, die weißen und schwarzen Farbmittel zu mischen, um den gewünschten Effekt zu erzielen. Auch Bindemittel waren wichtig. Es gab Fischleim und Eiklar, das dadurch gewonnen wurde, indem

man ein Ei schaumig schlug und die sich am Boden absetzende Eikläre abschöpfte. Manchmal gelangte auch ein Universalbindemittel in die Scriptorien, ein Pflanzensaft, der aus dem „gummi arabicum“ stammte.

Der Abt liebte besonders Ultramarin und Azurit, ein Blau, das ihm den Himmel öffnete in seiner durchscheinenden Weite und Leichtigkeit, während das Rot ihn an Märtyrerblut erinnerte und die konkrete Gegenwart beschwor. Er sah die hingemordeten acht Mitbrüder, die nun unter einer Steinplatte zu Füßen des Altares ruhten. Dieses Bild vermochten auch das Malachitgrün und der Grünspan nicht zu verdrängen, die in den Darstellungen auf den Buchseiten doch Hoffnung ausdrücken sollten.

Munchin war gerade dabei, eine Abschlussseite des Pergamentkodex zu gestalten, als Abt Comgall ihm über die Schulter schaute.

„Warum bevorzugst du einen Drachen mit drei Köpfen, Munchin? Sie sehen so verwegen aus mit ihren aufgerissenen Mäulern. Eine Maus oder eine Eidechse stellten ein versöhnliches Bild aus dem Tierreich dar, doch hier? Ich habe den Eindruck, dass mich diese Art bedroht.“

Der Mönch stand auf, weil der Abt mit ihm sprach. „Es soll ein Bild der Warnung sein, Vater Abt. Der Drache – das ist das Symbol des Bösen, des Bedrohlichen und Gefährlichen. Die Wikinger überziehen unser Land mit Zerstörung und Tod. Auch wenn in unserem Gebiet im Augenblick Ruhe zu herrschen scheint, so sollten wir die Gefahr nicht vergessen, in der wir schweben. Deshalb der Drache und nicht das kecke Mäuschen.“

Sitzt die Angst in meinen Männern also doch tiefer, als ich es angenommen habe, dachte Comgall. Er beugte sich über das Blatt, um die Zeichnung aus unmittelbarer Nähe zu betrachten. Munchin hatte seinen Empfindungen freien Raum gelassen. Dieser Drache war ein Abbild des Schreckens. Eine ähnli-

che Abbildung hatte der Steinmetz, der das Hochkreuz von Moone geschaffen hatte, ebenfalls als Bild für die Bedrohung durch die Wikinger auf der Nordseite in den Schaft gemeißelt. Comgall freute sich gerade bei den Mönchen der künstlerischen Werkstätten, die Einheit von Arbeit und Gebet beobachten zu können. Natürlich war auch die Tätigkeit in der Mühle, im Stall, auf den Feldern, in der Schreinerei, Schneiderei und Schmiede von Wichtigkeit. Je größer die Mönchsgemeinschaft wurde, umso mehr Berufe entstanden, die zu ihrem Unterhalt und ihrer Versorgung beitragen mussten. Das Schreiben, Kopieren und Illuminieren der Texte war Lebensinhalt, war wie Gottesdienst. Unter ihren geschickten Händen entstanden Ritualbücher, Evangeliare, Psalmbücher und Breviere. Mit welcher Liebe und Begabung zur feinsten künstlerischen Ausgestaltung gingen die Mönche ans Werk! Das Schreiben nahm in manchen Konventen eine solche Vorzugsstellung ein, dass der Abt zuweilen als „Scriba“, Schreiber, bezeichnet wurde. Wie durch ein Wunder waren mancherorts die herrlichen Beispiele sorgfältig geschriebener mit leuchtenden Illuminationen versehener Evangeliarebücher der Zerstörung durch die Wikinger, die die großen Kulturzentren immer wieder ausplünderten und verbrannten, entgangen. Das berühmte „Buch von Kells“, eines der schönsten seiner Art, das wahrscheinlich auf Iona entstanden, aber nach der Flucht der Mönche auf die „grüne Insel“ gebracht worden war, konnte in Kells nur überdauern, weil es in einer verborgenen Dachzelle des steinernen Columba-Hauses untergebracht worden war.

Auch der Goldschmiedewerkstatt galt der Besuch des Abtes. Der Mönch Cumman Fada ließ sich nicht gern auf die Finger sehen, jedenfalls behauptete er immer wieder, seine Hände fühlten sich dann wie erstarrt an. Es blieb jedoch nicht aus, dass Comgall der Einkäufe von Gold, Silber, Bronze, Kupfer und anderer Edelmetalle wegen sich einen Überblick über die Vorräte verschaffen musste und sich dabei am Glanz der Edel-

steine, Perlen und Korallen und an der Verwendung von Gemmen, Niello und Email erfreute. Cummian Fada konnte ausgezeichnet feilen und sägen, löten und nieten, schleifen und polieren, und er beherrschte alle Techniken der Verarbeitung.



Als Findbar erfuhr, dass der abgeblasene Wikingersturm mit einem Gefangenen geendet hatte, verschlug es ihm zunächst die Sprache.

„Habe ich es dir nicht gleich gesagt, dass Fursa der rechte Mann ist, um uns gegen die Nordmänner zu helfen?“, brüstete sich Brenach. „Nun hat er seine Geschicklichkeit bewiesen, und du bist so betreten, dass du nicht einmal ein Wort herausbringst.“

„Ich habe nicht damit gerechnet, dass wir einen Krieger fangen.“

„Und warum dann die Fallgrube im Wald in der Nähe der großen Eiche? Davon habe ich dir doch erzählt, als ich dir Furas Vorzüge anpries.“

„Das war doch damals noch Theorie“, meinte Findbar. „Das habe ich nicht ernst genommen. Ein bisschen Aufschneiderei gehört ja auch dazu, dachte ich, wenn man den Helden spielen muss.“

„Muss? Fursa ist ein Held!“

„Na ja, er ist ein Held, zweifelsohne. Wir verdanken ihm viel.“ Brenach ließ einen langen befreienden Seufzer hören.

„Aber was ich sehr merkwürdig finde, ist, dass die Wikinger ihren in die Grube gestürzten Stammesangehörigen nicht selbst herausgezogen haben. Sie sind doch nicht einzeln, sondern in zwei geschlossenen Reihen vorgerückt, habt ihr erzählt.“

Brenach wurde nachdenklich. „Du hast recht“, sagte er. „Wenn sie neben- und hintereinander gelaufen sind, können sie Tyr Malheur nicht übersehen haben.“

„Entweder stand er am äußersten Rand, sodass der Nebenmann seinen Sturz in der Dunkelheit nicht bemerkte, oder er hat einen Alleingang geplant.“

Brenach dachte nach. „Dann spricht vieles für den Alleingang. Denn sonst hätte Tyr durch Geschrei auf sich aufmerksam machen können. Als Fursa ihn entdeckte, hörte er nur ein leises Fluchen.“

Findbar schlug sich auf die Schenkel. „Dass ich nicht gleich darauf gekommen bin!“

„Worauf?“

„Vielleicht waren die Wikinger froh, dass sie ihn auf so billige Weise losgeworden sind“, entfuhr es ihm.

„Meinst du? Das ist nicht dein Ernst! Wer gibt denn schon freiwillig einen Kameraden und Mitstreiter auf? Das ist nicht Wikingerart.“

„Das mag sein, Bruder. Aber vielleicht lag er mit seinen Landsleuten im Clinch.“

Als Brenach erzählte, welches Gespräch Fursa kürzlich mit dem Gefangenen geführt hatte, dämmerte es den beiden. War es die Sorge um das Seelenheil des erschlagenen Vaters, die Tyr umtrieb? Möglicherweise hatte ein Angehöriger aus der Familie des Gegners mit im Boot gesessen oder kämpfte im selben Verband, und Tyr suchte nach einer Gelegenheit, sich zu rächen.

„Jetzt kann ich mir vorstellen, warum niemand nach dem vermissten Krieger gesucht hat“, meinte Brenach. „Der arme Kerl kann einem leid tun.“

Findbar warnte vor voreiligen Schlüssen. Die Wikinger seien im Grunde barbarische und grausame Kämpfer, die alles niedermetzelten, was sich ihnen in den Weg stelle. Mitleid sei hier der falsche Weg. Doch könne man dem Gefangenen die eine

oder andere kleine Gunst erweisen, indem man ihm zum Beispiel zweimal am Tag etwas zu essen brächte.

„Das stellt uns vor noch größere Probleme“, seufzte Brenach, der wusste, auf welch ausgeklügelte Weise Fursa an die kläglichen Mahlzeiten im Refektorium kam und wie schwer es hielt, die Mitbrüder, die vor einem geplünderten Teller saßen, zu überzeugen, dass ihnen der Himmel näher sei, wenn sie das Opfer des Verzichtes auf sich nähmen. Hauptsache, Abt Comgall erfuhr nicht, was hinter seinem Rücken vorging.

Brenach und Findbar waren sich im Klaren darüber, dass die Entdeckung des Gefangenen durch die Klosterleitung, sei es nun durch Zufall oder durch Verrat, den Abt nicht von einer Strafsanktion entbinden konnte. Einen Menschen wider Willen festzuhalten, galt als schwere Sünde, auch wenn es sich um den Angehörigen eines feindlichen Volkes handelte. Fursa wäre wohl noch schwerer betroffen als sie beide, doch da er dem Konvent der Mönche von Scatterry Island angehörte und nur für eine gewisse Zeit ausgeliehen war, musste Comgall die Bestrafung seinem Amtsbruder Eric anheimstellen. Eric würde die Verdienste Fursas um die Abwehr der Wikingergefahr auf seiner Insel mit ins Kalkül ziehen – und hoffentlich beide Augen zudrücken. Die beiden Mönche suchten Fursa im Klostergarten auf, wo er mit dem Koch gerade über den Reifegrad der Früchte diskutierte.

„Habt ihr euch auf Scatterry Island auch an die strengen Bußbücher gehalten? Und sind sie oft angewendet worden?“, erkundigte sich Findbar wie zufällig und zog Fursa beiseite.

„Und ob!“, rief Fursa. „Ich habe ihre Härte zweimal zu spüren bekommen. Einmal bin ich beim nächtlichen Chorgebet eingeknickt, und der Abt hat es gesehen.“

„Und was geschah dann?“

„Ich bekam sechs Schläge zur Ermunterung auf mein Hinterteil“, brummte Fursa, aber er brummte so gutmütig, dass man davon ausgehen konnte, dass der Schmerz wohl keine bleibenden Schäden hinterlassen hatte.

„Und das andere Mal?“

„He, was soll das? So fragt man Leute aus, was?“ Fursa gab Findbar einen Klaps in den Nacken. „Hast du nie Strafarbeiten auferlegt bekommen?“

„Nein, aber ich fürchte, ich werde den Kelch bald leeren müssen, wenn Abt Comgall unseren Gefangenen entdeckt.“

Fursa lachte so schallend, dass Brenach um Mäßigung bat.

„Also, wer eine Seele aus der Hölle retten musste, wird auch mit einer solchen Entdeckung fertig.“

„Wie, du musstest ...“ Jetzt waren Brenach und Findbar ganz Ohr.

„Ja, ich musste ein Jahr lang täglich 365 Vaterunser beten, 365 Kniebeugen machen und täglich einen Geißelhieb aushalten.“

„Mein Gott, was hattest du denn angestellt?“, rief Findbar.

„Beten ist doch keine Schande, oder?“, lenkte Fursa ab und kratzte sich am Kinn. „Ich gehe davon aus, dass eine Seele dank meiner Hilfe nun Himmelsfreuden genießt, statt in der Hölle zu schmoren.“

Die Mönche schwiegen und starrten vor sich hin. Je nach Schwere eines Falles und Unterscheidung nach Kleriker- und Laienmönchen hatten die Delinquenten nach den Vorschriften der „Bußbücher“ für bestimmte Vergehen stundenlang mit ausgebreiteten Armen im kalten Wasser zu stehen, auf Brenneseln oder Nusschalen zu schlafen oder sich neben eine Leiche ins Grab zu legen. Als Fursa auf diese letzte und wohl schwerste Strafe zu sprechen kam, schlugen die beiden Freunde ein Kreuz und schüttelten sich. Nicht grundlos schrieb ein Konventuale einmal an den Rand des Strafregisters: „Hart bist du, o Bußbuch!“ Ja, mancher Mönch entschloss sich, die klösterliche Abgeschiedenheit mit ihren strengen Regularien zu verlassen und im Verbund mit anderen Missionaren aufs Festland überzusetzen, um dort die Frohe Botschaft zu verkünden.

Der Verdacht, Tyr könne möglicherweise von seinen Kameraden bewusst im Stich gelassen worden sein, erforderte zwingend eine neue Verhaltenstaktik im Falle eines erneuten Wikingerüberfalls.

„Lasst uns nach Möglichkeit noch heute Nacht darüber miteinander in Ruhe reden“, schlug Findbar vor. „Hier draußen kann uns jeder sehen, und wir machen uns ohnehin verdächtig, weil wir dauernd die Köpfe zusammenstecken.“

Um nicht aufzufallen, entschieden sie, nach den Vigilien im Gotteshaus zu bleiben und so lange zu warten, bis sich die letzten Mönche im Dormitorium zur Ruhe gelegt hatten. Unmittelbar danach wollten sie den Gefangenen aufsuchen und ihn nach dem möglichen Streit mit seinen Kameraden befragen. Der Verbleib in der Kirche machte sie nicht auffällig, denn manche Mönche beteten noch eine Weile in persönlichen Anliegen oder auf Wunsch der Menschen, die in der Nachbarschaft des Klosters wohnten, wenn sie durch Krankheit oder andere Schicksalsschläge in Not geraten waren oder eine wichtige Entscheidung anstand.

Fursa hielt die Vermutung, Tyr sei von den Wikingern bewusst zurückgelassen worden, zunächst für wenig glaubhaft. Je länger er aber darüber grübelte, umso wahrscheinlicher kam sie ihm vor. Warum er nur nicht selbst auf diese Möglichkeit gekommen war! Er drängte die Mitbrüder, möglichst rasch aufzubrechen. Jetzt war die Küche leer und der Griff in die Speisekammer leicht. Wahllos stopfte Fursa ein paar Lebensmittel in die Tasche. Dann machten sich die drei auf den Weg. Nächtliche Gänge behagten den Männern nicht. Die Nacht gehörte den dunklen Mächten, auch den Feen und Kobolden, den Fir Bolgs und Leprechauns. Das Christentum hatte den Glauben an die Kräfte der Anderswelt nicht verdrängen können. Der Wald stöhnte. Die Eichen knarrten im Wind. Jeder Baum hatte ein eigenes Gesicht, das Sterbliche tagsüber nicht wahrnehmen konnten. Die Nacht jedoch zog den Schleier des

Unsichtbaren zurück und ließ das vom Alter zerfurchte Antlitz der mächtigen Stämme erkennen. Brenach schritt voraus und trug eine Laterne, damit sich die Füße im Dickicht und in den Wurzeln sowie in den selbst gelegten Fallstricken nicht verfangen.

Als sie die Tür zur Waldhütte öffneten, stand Tyr mit gespreizten Beinen kampfbereit auf seinem Lager. Zunächst konnte er im blendenden Licht nicht erkennen, wer sich vor ihm befand, doch als Fursa seinen Namen rief, ließ er die Arme sinken.

„Wen hast du denn um diese Stunde erwartet, dass du dich verteidigen wolltest?“, fragte der Mönch lächelnd.

„Niemanden“, kam es trotzig zurück. „Bisher bist du oder dein Freund immer nur erschienen tagsüber. Wie sollte ich da jetzt nicht sein vorsichtig? Was ihr habt vor? Wer ist dritte Mann dort?“

Fursa stellte ihm Findbar vor, vor dem er sich nicht fürchten müsse.

„Fürchten? Ich mich fürchte vor niemandem.“

„Wirklich nicht? Nimmst du dich am Ende nicht vor deinen eigenen Leuten in Acht?“

„Meine Leute? Nein! Warum ich sollte? Wenn sie mich entdecken hier und befreien, es geht euch schlecht.“

„Da bin ich mir nicht so sicher. Aber dir geht es womöglich an den Kragen.“

„Wieso? Was bedeutet Kragen?“

Fursa antwortete nicht gleich, sondern bedeutete Tyr, sich wieder zu setzen. Dann reichte er ihm Brot, Käse und einen geräucherten Fisch. Gierig biss der Wikinger in das Brot.

„Etwas stimmt nicht mit dir“, nahm Fursa den Gesprächsfaden wieder auf. „Du hast uns etwas verheimlicht, das wir wissen sollten.“

„Ihr habt mich genommen gefangen.“

„Gefangen genommen“, verbesserte Findbar. „Andersherum, versteht du?“

„Nicht andersherum. Ich bin euer Gefangener, nicht ihr der meinige.“

„Lass es gut sein, Findbar“, rief Fursa und wandte sich dann an den Wikinger. „Er meint, du solltest die Worte umstellen. Gefangen genommen – nicht genommen gefangen.“

„Ist das so wichtig?“, brauste Tyr auf. „Also gut, ihr habt mich gefangen genommen. Du kennst meinen Namen. Ich habe dir erzählt, dass mein Vater wurde ermordet. Hatte Widersacher. Neider. Wurde auch ermordet wegen seiner Macht. Und wegen einer Frau. Einer sehr jungen Frau. Heimtückisch, eine schlimme Sache! Das ist meine Geschichte.“

Findbar und Brenach blieben im Hintergrund, während Fursa mit Tyr sprach. Das Licht erhellte die Waldhütte nur wenig. Die Schatten der Männer zeichneten sich vergrößert an den Holzwänden ab.

„Es ist uns unverständlich, warum deine Genossen dich nicht aus der Grube befreit haben, sondern ohne dich abgezogen sind. Uns drängt sich nun der Verdacht auf, dass sie dich bewusst zurückgelassen haben.“

„Wer das sagt?“ Tyr sprang wieder auf. Er ballte abermals die Fäuste stand breitbeinig vor Fursa.

„Bleib ruhig und nimm wieder Platz“, sagte der Mönch. Tyr gehorchte.

„Sie nicht haben bemerkt, dass ich ging in eure hinterhältige Falle.“

„Sie hätten es aber bemerken müssen“, schaltete sich Brenach ein, „denn deine Kameraden waren in unmittelbarer Nähe.“

Tyr schwieg einen Augenblick. Er suchte nach Worten.

„Soll ich dir sagen, wie es gewesen ist?“ Fursa beugte sich über den Gefangenen. „Einige deiner Leute waren froh, dich auf diese Weise los zu werden, weil du ihnen auf den Geist gegangen bist mit deinen Racheplänen. Jetzt verstehe ich auch, warum euer Anführer die Angreifer zurückgepiffen und nicht weiter vordringen lassen hat.“

„Das stimmt“, gab Tyr zähneknirschend zu. „Vali hat abgebrochen die Attacke, als er sah, wie ich es hatte abgesehen auf Hödur und seine Brüder. Das die Söhne des gemeinen Mörders meines Vaters. Mit einem von den dreien aus dem Nachbarboot ich wäre fertig geworden. Habt ihr geglaubt tatsächlich, ein paar Stricke hätten abhalten können unseren Angriff?“

„Du stellst die Worte noch nicht richtig“, rügte Findbar.

„Wie nicht richtig? Ich habe gelernt eure Sprache. Es gibt Gefangene aus Irland im Land der Nordmänner. Sprichst du meine Sprache, he? Lerne sie, dann wir werden weiterreden.“

„Ist ja gut, Tyr“, beschwichtigte Fursa den Wikinger und warf Findbar einen missbilligenden Blick zu. Was Tyr eben gesagt hatte, ließ die Ereignisse des Überfalls in völlig neuem Licht erscheinen. Nicht die Abwehrmaßnahmen der Mönche, sondern der interne Konflikt zwischen zwei rivalisierenden Wikingersippen hatte den Rückzug der Krieger in erster Linie ausgelöst.

„Gab noch einen Grund“, fuhr Tyr fort. „War Suche nach Schatz in Höhle neben großer Eiche. Schatz war verschwunden.“

„So? Was meint er denn?“, wandte sich Brenach an Findbar. Findbar hob die Schultern. Fursa erschrak, denn nur er wusste ja von der Himmelscheibe, die hier zweifelsfrei gemeint war, dann lenkte er das Gespräch schnell auf ein anderes Thema.

„Du hast mir deinen Freund von Scatterry Island wohl doch etwas zu schillernd geschildert“, zischte Findbar Brenach zu.

„Die Wikinger sind nicht so dumm, auf Fursas Tricks hereinzufallen.“

Brenach stieß dem Freund den Ellenbogen in die Seite und antwortete nicht.

Halt! Brenach schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. „He, Tyr, was hast du da eben gesagt? Dein Vater – ermordet wegen einer Frau?“

Tyr antwortete nicht gleich. Er schob sich das letzte Stück Käse in den Mund und kaute umständlich.

„Nun, ich habe dich etwas gefragt. Wird's bald?“

Tyrs Stimme klang heiser. „Vater war schon einmal hier. Etwa vor zwei Jahren.“

„Wie – hier? Gehörte er ...“

„Ja. Er hat niedergebrannt das Kloster und Mönche gemordet.“

„Und unseren Klosterschatz geraubt, wie?“ Findbar packte Tyr und drehte seinen Kopf so, dass sein Gesicht vom Schein der Lampe erhellt wurde.

„Ja“, sagte Tyr monoton. Und nach einer Weile: „Seine Leute haben erschlagen außerdem eine Bauersfrau und junge Tochter geraubt.“

„Herr des Himmels!“, schrie Brenach. Das Mädchen heißt Brigid! Die Bauern haben nach ihr gesucht, weil sie dachten, sie wäre den Räubern entkommen. Doch sie war spurlos verschwunden.“

„Mein Gott, die Brigid!“, Findbar suchte nach Worten.

„Wir sie nannten Ginnlaug, nicht Brigid.“

„Ginnlaug? Quatsch! Brigid hieß sie, du Dummkopf!“

„Vater nannte sie Ginnlaug. Ein berühmter Wikingername. Er wollte nehmen sie später zur neuen Frau. Doch Ginnlaug wollte nicht. Mutter Hallgrim auch nicht.“

„Das kann ich mir denken. Wer wird denn auch ein so scheußliches, stinkendes Scheusal von Wikinger zum Mann nehmen?“ Findbar fing einen vorwurfsvollen Blick Fursas ein. „Du vergisst dich, Bruder, du vergisst, weshalb du Christ und Mönch geworden bist.“

„Entschuldigung“, stammelte Findbar und legte Tyr die Hand auf die Schulter.

„Nun klärt mich erst einmal auf!“, rief Fursa. „Was hat es mit dieser Brigid auf sich? Ich kann mir keinen Reim darauf machen, was damals weiter geschehen ist.“

Die beiden Mönche erläuterten in wenigen Worten, was sich neben dem Überfall auf Molana noch ereignet hatte. Fursa pffiff durch die Zähne. Dann gab er dem Gefangenen ein Zeichen, weiterzuerzählen.

Tyr fuhr fort: „Dann kam Rivale. Solvi. Ein anderer Häuptling. Wollt auch junge Frau. Es fielen heftige Worte. Schließlich dann der heimtückische Mord auf dem Thing. Hinterhalt. Der Pfeil traf Vater ins Herz. Ich muss rächen Vater Agmundr. Hödur oder einer seiner Brüder muss sterben.“

„Nur langsam, mein Freund“, rief Fursa. „So weit sind wir noch nicht.“

Wo ist Brigid – Ginnlaug – jetzt? He?“, fragte Findbar.

„Sie bei mir lebt. Mein Haus ist gastlich. Ich ehre Gäste.“

„Mach mir nichts vor, du Halunke. Sie ist deine Gefangene. Was hast du mit ihr gemacht?“

Tyr reckte sich. Er nahm eine stolze Haltung an. „Sie ist geworden meine Frau.“

„Das ist nicht dein Ernst!“, polterte Brenach los. „Sie ist mit dir verheiratet? Aber nicht freiwillig, oder? Du hast sie gezwungen, nicht wahr?“

„Nein, nein, kein Zwang. Sie hat sich verliebt, ich habe mich verliebt. Wenn Odin will, bald kommt ein Kind.“

„Du Ausgeburt der Hölle! Du hast sie vergewaltigt oder ihr ein Liebeskraut verabreicht. Wer wird schon einen dreckigen Wikinger heiraten, dessen Stamm zuvor die Mutter Brigids erschlagen und den Hof niedergebrannt hat?“

Jetzt mahnte Fursa Brenach zur Mäßigung.

„Unglück kann Segen werden“, sagte Tyr und senkte den Blick. „Alles wird gut.“

„Das wird sich erst zeigen“, zischte Brenach.

Jetzt kam es darauf an, dass Fitbrain schnellstens erfuhr, dass seine Tochter noch lebte und freiwillig oder gezwungenermaßen die Frau eines Wikingers geworden war. Halt! Dann würde auch das Schicksal des Gefangenen in seinem Waldversteck zur Sprache kommen... Das würde zwangsläufig zum Konflikt mit dem Abt führen. Doch es bestand nun allerdings auch kein Grund mehr, Tyr länger als Geisel oder Garant für den Frieden festzuhalten.

Einige Tage danach bat der Mönch Moluag von Molana um Audienz bei Abt Comgall. Normalerweise war es keine Schwierigkeit, mit dem Klostervorsteher zu sprechen, man konnte jederzeit zu ihm kommen, doch Moluag brauchte wohl etwas mehr Zeit für seinen Vortrag, denn er war der Koch des Klosters. Der Abt bat ihn in seine Zelle und bot ihm einen Platz an. Der Raum war klein und mit einem Tisch, einem Stuhl, einem Haken an der Wand für das Sonntags- und Alltagsgewand sowie mit einem Kreuz ohne Korpus ausgestattet. Im Gegensatz zu den anderen Mönchen, für die nur Gemeinschaftsräume zur Verfügung standen und die im Dormitorium auf Strohsäcken schliefen, wurde dem Abt von Molana ein eigenes bescheidenes Zimmer zugestanden.

„Also, was hast du auf dem Herzen, lieber Moluag. Fehlt es dir an Mehl und Fisch für die Küche? Unser Konvent ist gewachsen, und wir werden bald das 60. Mitglied unseres Klosters willkommen heißen. Da ist genaue Planung vonnöten. Also, woran mangelt es?“

Moluag rutschte auf dem Stuhl, der ihm angeboten worden war, unruhig hin und her. „Es ist nicht wegen der Haushaltsführung, hoher Herr. Die Mahlzeiten sind gut bemessen und niemand muss Hungers leiden. Doch seit geraumer Zeit muss ich leider beobachten, dass mir in der Vorratskammer ständig etwas fehlt.“

Der Abt blickte seinen Koch ungläubig an. „Wie darf ich das verstehen? Ist die Mäuseplage in diesem Jahr so groß?“

„Nein, nein, Vater Abt, es sind nicht die Mäuse, die mir zu schaffen machen, sondern es ist einer unserer Mitbrüder, der ...“

Der Koch unterbrach seine Rede, um die Reaktion seines Abtes abzuwarten. Comgalls Stirn verfinsterte sich. „Was sagst du da? Einer unserer Mitbrüder? Es erhält jeder genug zu essen, so wie es unsere Regel vorsieht. Schlemmerei dulde ich nicht, das weißt du, aber es soll auch niemand zu kurz kommen.“

„Es kommt niemand zu kurz, hoher Herr, denn hat der eine Bruder mehr Appetit als der andere, so wird ihm stets ein Nachschlag gewährt, mit Ausnahme in der Fastenzeit natürlich.“ Der Abt nickte zufrieden. „Hast du eine Vermutung, einen Verdacht, wer sich in deine Vorratskammer stiehlt?“

„Einen Verdacht schon, Vater Abt, aber ich bin mir nicht sicher, und deshalb möchte ich keinen Namen nennen.“

Comgall nickte. Er erhob sich, blickte aus dem Fenster und dachte nach. Die Heuernte war in vollem Gange. In diesem Jahr stand das Gras besonders hoch. Die Kühe würden gute Milch geben.

„Ich gebe dir die Erlaubnis, dich auf die Lauer zu legen, Moluag“, sagte der Abt. „Wenn du den Dieb siehst und erkennst, sprich ihn nicht an, sondern komm vertrauensvoll zu mir und berichte. Ich werde dann entscheiden, was zu tun ist. Diebstähle werde ich nicht dulden. Denn in diesem Falle handelt es sich um Diebstahl und nicht um Mundraub.“

Abt Comgall segnete den Klosterkoch und bedeutete ihm, dass er gehen könne. Moluag zog sich ehrerbietig zurück.

Als hätte der Dieb eine Ahnung, dass er beobachtet würde, erschien er in den nächsten drei Nächten nicht. Der Koch hielt vergeblich nach ihm Ausschau. Er dachte schon, dass die Diebstahlserie beendet sei und er wieder ruhig schlafen könne, da öffnete sich um Mitternacht des vierten Tages die Küchentür, und im Schein eines Kienspans erschien ein Mönch, der sich vorsichtig auf die Vorratskammer zu bewegte. Bevor er ihr Eier und Speck und ein halbes Brot entnahm und in einen Korb packte, sah er sich um, ob auch keine Zeugen zugegen seien. Danach verschloss er die Tür und schlich hinaus. Der Koch wusste nun sicher, mit wem er es zu tun hatte. Sein Verdacht hatte sich bestätigt, doch war er enttäuscht, dass es ausgerechnet dieser Mitbruder war, der sich an den Speisen des Klosters verging, ein Mönch, der sich um die Sicherheit des Klosters so große Verdienste erworben hatte.

Moluag wartete zwei Tage, bis er dem Abt berichtete. Auch Comgall konnte seine Enttäuschung kaum verbergen. Doch er durfte den Vorgang nicht einfach auf sich beruhen lassen. Eine ganze Nacht verweilte er im Gebet, weil er sich Vorwürfe machte, dass seine Mönche vielleicht doch zu wenig zu essen bekämen. Fursa war ein großer, stattlicher Mann, stärker als viele seiner Mitbrüder. Wie konnte die Klosterregel davon ausgehen, dass alle, die im Refektorium verköstigt wurden und die gleiche Nahrung erhielten, daraus auch die gleichen Kräfte für ihr tägliches Leben bei Arbeit und Gebet schöpften? Vielleicht brauchte der eine mehr, der andere weniger Milch und Käse, Brot und Buchweizensuppe? Die unterschiedlichen Bedürfnisse konnten denen, die mit weniger Nahrung auskamen, auch ein geringeres Opfer sein als denen, die ständig Hungers litten. Comgall beschloss, Fursa Abbitte zu leisten, auch wenn er gegen die Hausordnung verstoßen hatte.

Was Moluag dem Abt bei der vertraulichen Unterredung verschwie, war ein Trick, den er in allzu strengen Fastenzeiten schwächlichen Mitbrüdern zuliebe schon mehrfach angewandt hatte: Er hatte eines Tages beobachtet, wie ein altes Kräuterweiblein einen Korb voll Brennesseln sammelte, und erfahren, dass man aus den Pflanzen eine schmackhafte Suppe kochen könne. Zunächst hatte der Mönch ihr nicht glauben wollen, denn an dieser Speise konnten sich die Menschen doch gehörig den Schlund verbrennen. Doch die Kräuterfrau hatte ihn belehrt, dass die Nessel mit dem Kochen auch ihre Gefährlichkeit verlore. Moluag bereitete von nun an manchmal nach dem übermittelten Rezept eine Brennesselsuppe zu. Den klapperdünnen Mitbrüdern rührte er mit Hilfe eines ausgehöhlten Holunderstockes, der ihm als Kochlöffel diente, unbemerkt etwas Sahne in ihre Suppenschüssel. – Ob er diesen Trick beichten musste?



Brenach und Findbar machten sich auf, um Fitbrain aufzusuchen. Es war ein schwerer Gang, vor dem sie sich lange gescheut hatten. Doch sie durften den armen Bauern nicht im Zweifel darüber lassen, dass seine Tochter noch am Leben war. Das erste Hindernis, das sie zu überwinden hatten, war die Erlaubnis zu bekommen, das Gebiet der Abtei verlassen zu dürfen. Abt Comgall war nicht kleinlich, wenn es triftige Gründe gab, einen Dispens zu erteilen. Wenn zum Beispiel eine Scheune auf einer der Klosterwiesen zu reparieren war oder eine Kuh auf den entlegenen Weiden kalbte, bestand kein Grund, die Mönche nicht ziehen zu lassen. Doch er wollte gefragt werden; das war ein Teil der Klosterregel, die auch in Molana strikt befolgt wurde.

„Die Wahrheit können wir ihm nicht sagen“, überlegte Brenach. „Wir bekämen die größten Probleme wegen des gefangenen Wikingers.“

„Die werdet ihr seinetwegen ohnehin bekommen“, warf Findbar ein. „Wenn er erfährt, was ihr angestellt habt, gibt es todsicher eine Menge Ärger.“

„So?“

„Ich habe damit eigentlich nichts zu tun. Als ich von Fursa und dir informiert wurde, saß der Wikinger schon in der Falle.“

Brenach sah Findbar strafend an. „Ach, so ist das! Du willst also kneifen! Das hätte ich mir denken können. Bist ein schöner Freund. Wer weiß, ob du noch am Leben wärst, wenn wir Tyr nicht gefangen hätten und der Überfall planmäßig durchgeführt worden wäre. Dann lägst du jetzt vielleicht in dieser geweihten Erde und modertest vor dich hin.“

„Im Grunde hat alles mit Fursa angefangen, den du uns angeschleppt hast.“

„Jetzt hört sich aber doch alles auf!“, brauste Brenach auf. „Im Grunde begann alles mit dem Überfall vor mehr als zwei Jahren und unserer Sorge, dass sich solche furchtbaren Ereignisse wiederholen könnten.“

Sie stritten noch eine Weile, dann siegte die Vernunft. „Wie wäre es, wenn wir dem Abt die halbe Wahrheit sagen?“, schlug Brenach vor.

„Die halbe?“

„Ja, dass wir uns um Fitbrain sorgten, von dem wir schon eine Weile nichts gehört hätten und einmal nach dem Rechten schauen wollten.“

„Klingt zwar reichlich einfallslos, aber wenn wir keinen besseren Anlass finden, soll's mir recht sein.“

Sie standen im Schatten der Schreinerwerkstatt und lauschten einen Augenblick auf das Geräusch der Sägen und das Klopfen der Hämmer. Die Mitbrüder waren mit den Aufbauten zu einem neuen Altar beschäftigt, der in der Friedhofskapelle seinen Platz finden sollte.

Zögernd machten sie sich auf den Weg zum Abt, der über der Klosterchronik saß. Brenach blieb vor der Tür stehen. Comgall hörte sich das Anliegen an, das Findbar zögerlich und nach Luft ringend vortrug. „Das ist wirklich ein gesunder Einfall, Findbar“, sagte der Kloostervorsteher. „In der Tat haben wir von dem Bauern schon lange nichts mehr gehört. Er soll seinen Hof mit Hilfe der Nachbarn nach und nach wieder aufgebaut und seine Wirtschaft wieder in Gang gebracht haben, habe ich mir sagen lassen. Ob der arme Kerl eine neue Frau gefunden hat, ist mir nicht bekannt. Doch warum müsst ihr denn zu zweit zu ihm gehen? Ist es nicht genug, wenn du dich auf den Weg machst?“

„Ach, Vater Abt, wir dachten...“

„So? Was dachtet ihr denn?“

„Nun, wir haben uns überlegt, ob wir ihm nicht etwas Saatgut aus unseren Vorräten mitnehmen könnten. Möglicherweise kann er es gebrauchen. Gleichsam als Gastgeschenk. Unser Vater Benedikt sagt...“

„Ich weiß, was unser Vater Benedikt sagt“, unterbrach der Abt den Mitbruder. „Aber Fitbrain ist doch nicht krank, oder?“

„Nein..., oder doch! Es gab ein Gerücht.“

„So? Auf Gerüchte sollten wir nichts geben, lieber Findbar. Aber da du so beharrlich ein gutes Werk tun willst, erlaube ich dir, Fitbrain aufzusuchen und Brenach als Begleiter mitzunehmen. Lasst euch von Bruder Philippus einige Scheffel Gerste abwiegen und tragt den Sack wechselweise auf euren Schultern. Denn es ist ein schönes Stück Weg zu dem Haus des Fitbrain, und einen Wagen könnt ihr wegen des sumpfigen Ufergeländes nicht nutzen.“ Philippus war der einzige der einheimischen Mönche, der nach einem Apostel Christi benannt war. Findbar bedankte sich, indem er sich wortlos verneigte und rückwärts zur Tür schritt. Der Abt sah ihm kopfschüttelnd nach. Dann vertiefte er sich wieder in die Chronik der Abtei. „Mein Gott, dümmert hättest du dich wohl nicht anstellen können, was?“, zischte Brenach, als ihm Findbar von der Unterredung mit Comgall berichtete. „Willst du wirklich einen Sack Saatgut zu Fitbrain schleppen? Auf die Möglichkeit, einen Esel als Packtier auszubitten, bist du wohl nicht gekommen, was?“ „Doch. Du wirst mir helfen, so ist es abgemacht“, grinste Findbar. Brenach holte aus, wollte dem Freund eins hinter die Ohren geben, doch Findbar duckte sich blitzschnell, und der Schlag ging ins Leere.

Der Weg zu Fitbrain führte zunächst durch den hohen, dichten Wald, der in vollem Laub stand. Der Gesang der Vögel begleitete sie. Einmal sahen sie eine Fuchsfamilie, die im Sonnenlicht vor ihrem Bau spielte und bei ihrem Erscheinen in der Röhre verschwand, dann gewahrten sie einen Dachs, der im Unterholz herumstöberte und sie nicht zu beachten schien. Ein Hirsch ließ sich am Rand einer Lichtung blicken. Dann wurde das Gelände sumpfig. Der Wald trat mit einem Male zurück und machte Schilf und Röhricht Platz. Der Fluss und damit das Haus des Bauern Fitbrain konnten nun nicht mehr weit sein. Brenach warf den Sack ins hohe Gras und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich gehe keinen Schritt weiter! Einen

so qualvollen Marsch wünscht man seinem ärgsten Feind nicht! Los, Findbar, du gehst jetzt zu Fitbrain und borgst dir ein Pferd aus. Den Rest des Weges kann das Tier das Saatgut schleppen. Und wenn er kein Pferd hat, dann ein Schaf oder eine Ziege. Am Ende soll der Bauer gefälligst selbst erscheinen und tragen helfen.“

Findbar knurrte, unterdrückte einen Fluch. Da er jetzt an der Reihe gewesen wäre, den Sack aufzunehmen, er jedoch keine Lust dazu verspürte, machte er sich wortlos auf den Weg. Nach seiner vagen Erinnerung konnte es nicht mehr weit sein.

Nach einer Viertelstunde lag der Hof vor ihm. Er bestand aus einem kleinen Wohnhaus mit angebautem Stall und einer größeren Scheune, deren Tor weit offen stand. Zunächst klopfte Findbar an das Fenster des Wohnhauses, doch drinnen regte sich nichts. Er schaute in die Stube – es schien niemand zu Hause zu sein. Nur die Katze machte einen Satz von der Ofenbank und sauste zwischen seinen Beinen hindurch ins Freie. Zweimal rief der Mönch auf dem Hof laut nach Fitbrain, doch niemand antwortete. Als er die Scheune betrat, meinte er unter dem Dachfirst ein Geräusch zu hören. Es war ihm, als ob Stroh beiseitegeschoben würde. Findbar sah eine Leiter, die an einen Balken angelehnt war, und stieg auf den Dachboden hinauf – da erblickte er den Bauern. Er hob überrascht den Kopf und starrte den Besucher irritiert an. In seinem wirren Haar hing Heu. Er war nicht allein. Neben ihm lag, nur notdürftig bekleidet, eine Frau, die Magd, wie es schien. Der Mönch sah ihre großen vollen Brüste, die sie schnell mit dem Saum ihres Kleides bedeckte, und ihre strammen Schenkel, die wie Elfenbein schimmerten. „Herr des Himmels!“, rief Findbar und fiel fast die Sprossen hinunter. „In welchen Sündenpfuhl bin ich geraten!“ Findbar schlug ein Kreuz. Fitbrain rappelte sich auf, zog die Hose hoch und band ein Hanfseil um die Hüften. Betreten stieg er zu dem Mönch hinab. „Nicht, dass Ihr mich falsch versteht, hoher Herr“, begann der Bauer, „es ist nicht so, wie Ihr denkt.“

„Ich denke gar nichts, Fitbrain, denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, was du am helllichten Tag auf Gottes schöner Erde treibst.“

Der Bauer wand sich wie ein Aal. „Es ist meine Einsamkeit, Herr. Seit vor Jahren meine Frau erschlagen und meine Tochter entführt wurde, habe ich niemanden mehr. Die Magd kommt dreimal die Woche und hilft bei der dringlichsten Hausarbeit.“

„Das habe ich gesehen“, schnaubte Findbar. „Dreimal die Woche, so, so!“ Die Frau kletterte lautlos zu den Männern hinunter. Sie hatte ihre Sandalen in der Hand, warf noch einen scheuen Blick auf den Bauern und schlich wortlos davon.

„Auf alles war ich vorbereitet, Fitbrain, doch nicht auf ein Liebesnest. Geht das schon lange so mit euch?“

„Nein, ja, nein, nicht so lange, wie Ihr denkt“, stotterte der Bauer.

„Ich denke gar nichts. Ich stehe wie unter Schock. Diese Frau, dieses Geschöpf, diese ...“

„Ja, sie bringt einen Mann um den Verstand, hoher Herr.“

„Schluss jetzt! Schluss, verstehst du? Denke nicht mehr an sie, denn sie verdreht den Männern den Kopf.“ Dann wechselte Findbar das Thema. „Ich bin gekommen, um dir... Ach nein, jetzt kann ich es dir nicht sagen. Es würde dich verwirren, dich verwirren, hörst du?“

„Was habt Ihr, hoher Herr? Ihr sprecht in Rätseln.“

„Was ich habe? Einige hundert Meter von hier liegt ein Kornsack, den Brenach und ich hergeschleppt haben. Doch er wurde uns unterwegs zu schwer. Deshalb bin ich vorausgeeilt, um von dir ein Pferd auszuborgen.“

„Ein Pferd? Hoher Herr, ich bin ein armer Bauer, der sich kein Pferd leisten kann.“

„Dann hast du gewiss einen Esel oder ein Schaf oder einen Ziegenbock, nicht wahr?“

Der Bauer verneinte. „Ich kann nur mit der Kraft meiner Hände dienen.“

„Dann diene uns!“ Findbar zog den Bauern, der die Situation noch nicht ganz erfasst hatte, hinter sich her.

Brenach lag im Gras, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Der Kopf ruhte auf dem Sack mit Saatgut. So blickte er träumend den Wolken nach. Als er die Schritte der Männer hörte, sprang er auf. „Nun, hast du kein Pferd mitgebracht, Findbar?“ „Nur einen alten Bock“, knurrte der Mönch und hieß den Bauern, den Sack aufzunehmen. Fitbrain erwiderte nichts, er gehorchte wortlos und trabte voraus.

„Hast du es ihm schon gesagt, das mit seiner Tochter?“, fragte Brenach leise und hielt den Freund ein paar Schritte zurück. Findbar verneinte. „Vielleicht ist heute nicht der richtige Augenblick, es ihm zu sagen.“

„Wie meinst du das? Ich denke, es soll eine Freudenbotschaft für ihn sein.“

„Freuden hat er heute schon genossen. Für's erste ist es genug.“ Brenach schüttelte den Kopf. „Du machst ja merkwürdige Andeutungen, was ist denn passiert?“

Findbar erzählte kurz, was er beobachtet hatte. Brenach lachte laut auf. „Und jetzt spielst du den Moralapostel, was? Du entscheidest, was ein ausgewachsener Mann tun darf und was nicht, oder?“

„Du hättest sie mal sehen sollen, diese Frau! Solche Formen! Eine leibhaftige Versuchung!“

„Na und? Du gönnst sie dem Bauern nicht, was? Du denkst, kleine Leute müssen auch kleine, unscheinbare Frauen haben, oder? O mein Freund! Das erweckst ja den Eindruck, als hättest du die Magd selbst gern besteigen wollen.“

„Der Himmel bewahre mich davor!“, rief Findbar und boxte dem Freund in die Seite. Der Bauer sah sich überrascht um. Auf dem Hof ließ er den Sack zu Boden gleiten.

„Das Saatgut ist ein Geschenk von unserem Abt Comgall, der dich herzlich grüßen und sich nach deinem Befinden erkundigen lässt“, erklärte Brenach.

„Davon, dass es dir gut geht, habe ich mich heute schon überzeugen können“, knurrte Findbar. „Aber wir haben außerdem eine gute Nachricht für dich. Hoffentlich brichst du vor lauter Glück nicht zusammen.“

„Deine Tochter lebt, sie ist nicht tot!“, sagte Brenach. „Sie hat inzwischen einen Wikinger geheiratet und wird bald einem Kind das Leben schenken.“

„Sie lebt ..., sie hat ...“

Der Bauer stand einen Augenblick wie versteinert da und starrte auf die beiden Mönche, als sähe er eins der Sieben Weltwunder vor sich.

„So viel Glück verdienst du ja eigentlich nicht“, fuhr Findbar fort, „aber da es der Himmel offenbar gut mit dir meint, wollen wir dir zu dieser Neuigkeit gratulieren. Denn du hast eine Tochter, die am Leben ist, dazu einen Schwiegersohn bekommen, und obendrein wirst du oder bist schon Großvater.“

Er ergriff die Hand des Bauern und schüttelte sie. Fitbrain stand noch immer geistesabwesend vor ihnen und konnte die Worte nicht fassen. Dann endlich kam es zögernd aus ihm heraus: „Ist das wahr? Treibt ihr hohen Herren auch keinen Spott mit mir?“

„Hör mal, wir sind Männer des Geistes und damit Männer Gottes. Wir würden dich nie belügen, auch wenn du ein Mann des Fleisches und der Triebe bist.“

Brenach trat Findbar auf die Füße. „Du gehst entschieden zu weit“, rügte er. „Du hast kein Recht, so mit einem Menschen zu sprechen, der dein Nächster ist.“

Beim Wort ‚Nächster‘ zuckte Findbar zusammen. „Verzeih“, sagte er betreten, und er verbeugte sich auch in Richtung des Bauern und sagte: „Verzeih mir, Bruder, verzeih!“



Durch die jüngsten Ereignisse war die Himmelsscheibe aus dem Blick geraten. Selbst wenn Fursa sich auf den Weg zu Tyr machte, hatte er nicht mehr daran gedacht, dass sich das Lager des Gefangenen unmittelbar über dem geheimnisumwitterten Schatz befand. Die ganze Aufmerksamkeit des Mönches hatte der Sicherheit des Wikingers und der Geheimhaltung des Gefangenen vor der Klostersgemeinschaft gegolten. Durch Tyrs Bemerkung über den gesuchten, aber nicht gefundenen Schatz in der Höhle neben der Eiche aber erinnerte er sich mit Schrecken an das Versteck. Bei seinen Besuchen in der Waldhütte konnte er bisher keine Veränderungen am Boden feststellen. Aber er hatte oft auch nur einen Blick für die Kette gehabt, mit der Tyr gefesselt war. Heute aber würde er den Boden unauffällig inspizieren.

„Wie lange du willst mich hier noch festhalten eigentlich, he?“, fragte Tyr, als Fursa zwischen Vesper und Komplet in der Waldhütte erschien. Er riss an der Kette, doch der Balken über ihm gab nur ein bisschen Staub ab, und außer dem Geklirr der Glieder blieb alles wie zuvor.

„Wenn du bereit bist, dich taufen zu lassen und ein anständiger Christ zu werden, werden deine Fesseln bald fallen.“ Fursa machte ein ernstes, betretenes Gesicht, als wolle er zum Ausdruck bringen, dass die Gefangenschaft ohne diesen Schritt wohl noch lange dauern könne.

Tyr sah ihn voll Zorn an. „Ich habe getan dir den Gefallen, deine Sprache so zu sprechen, dass Brenach kann zufrieden sein. Von Brigid habe ich vieles gelernt. Nichts Unmenschliches von mir verlang! Würdest du dich taufen lassen, wenn du säßest in einem Wikingerlager gefangen und man dir lassen würde die Freiheit nur unter der gleichen Bedingung?“

Fursa lächelte. „Ich bin einmal getauft worden, und zwar auf den Namen Jesu Christi. Mich abermals taufen zu lassen, käme nie in Frage.“

„Na, siehst du? Du würdest deines Glaubens wegen auch in Kauf nehmen eine weitere Zeit der Gefangenschaft?“

Der Mönch nickte. „Es gibt nichts Ehrenvolleres, als für seinen Glauben zu leiden. Aber dieser Gedanke ist dir fremd. Da der Gottessohn Jesus Christus um der Erlösung der Menschheit willen so unendlich viel gelitten hat, könnte ich durch die längere Verweildauer in der Gefangenschaft einen Teil seines Leidens wieder gut machen.“

Tyr blickte Fursa zweifelnd an. „Du sprichst von Menschheit. Ich auch bin ein Mensch. Meinst du, dieser Jesus habe gemeint auch mich, als er erlösen wollte die Menschheit?“

„Er wird besonders an dich gedacht haben, als er merkte, welches Früchtchen er vor sich hatte.“

„Er hat mich doch nicht gekannt!“

„Sein Erlösungsoffer war nicht nur für seine Zeit gedacht, sondern für alle Generationen nach ihm. Also gehörst du dazu.“

„Aber ich bin doch kein Christ! Muss ich erst Christ werden, damit eintritt die Erlösung?“

Fursa zögerte einen Augenblick. Ganz leicht wollte er es dem Gefangenen nicht machen. Aber ihn länger auf die Folter spannen durfte er auch nicht. Das war unchristlich. Fursa trug ein Buch unter seinem Habit und machte Tyr stolz darauf aufmerksam.

„Was ist das? Ich dachte, meine Sippe hätte euch gestohlen die heiligen Bücher?“

„Nicht alle“, grinste Fursa, „und zudem sind die Mönche in unserem Scriptorium sehr fleißig.“

„Du hast nicht beantwortet mir meine Frage.“

„Schwer zu sagen, wie lange du noch hier aushalten musst. Das liegt zum Teil auch an dir.“

„Wieso?“

„Nun, was machst du mit einem jungen Fuchs, wenn er dir ins Netz geht?“

Tyr dachte einen Augenblick nach. „Ich werde versuchen, ihn zu zähmen.“

„Genau“, rief Fursa, „genau das habe ich mit dir vor!“

„Bist du des Teufels? Willst du mich lehren das Apportieren oder dass ich dir fresse aus der hohlen Hand? Niemals!“

Der Mönch lachte schallend. Eine Reihe kräftiger Zähne schimmerte zwischen seinen vollen Lippen. „Ich möchte dir etwas von uns Mönchen erzählen oder besser von den Vorbildern, nach denen wir uns richten. Denn ihr Wikinger seid ein ungezügelt, wildes Volk. Wenn ich dich lehre, wie verantwortungsvoll andere Menschen leben oder gelebt haben, wirst du deine Tage möglicherweise sinnvoller verbringen als mit Morden und Stehlen.“

Tyr reckte sich. „Ich bin Krieger!“

„Das war ich auch einmal“, entgegnete Fursa. „Doch siehst du ein Schwert bei mir? Oder einen spitzen Dolch? Ich habe die Kriegswerkzeuge abgelegt und versuche nun, statt meinem früheren Häuptling einem höheren Herrn zu dienen.“

„Dem Herrn, der kein Gesicht hat, sondern der nur Geist ist? Der gezimmert hat den Himmel und die Welt regiert?“

„Er hat Himmel und Erde geschaffen, das ist wahr. Schau her!“

Fursa hockte sich neben den Gefangenen und öffnete das Buch.

„Ich nicht kann lesen“, log Tyr. „Ich weiß, dass ihr habt drei heilige Sprachen, Hebräisch, Griechisch und Latein. In diesen Sprachen jedenfalls waren verfasst die Bücher, die wir – wie ich hörte – aus anderen Klöstern haben erbeutet und von denen die Häuptlinge die kostbaren Einbände mit den Halbedelsteinen und dem goldenen Zierrat entfernten.“

„Eine Schande ist das“, knurrte der Mönch. „In blinder Gier habt ihr heilige Bücher zerstört. Ich will dir nun anhand der ausgemalten Buchstaben und Zeilen und der Bilder erklären, was es mit den großen Männern auf sich hatte, die wir verehren und deren Beispiel wir nacheifern. Denk dir, Scattery Island, wo ich eine Zeit meines kontemplativen Lebens verbracht habe ...“

„Was ist das?“

„Verzeih, kontemplativ heißt beschaulich, in Ruhe über etwas nachdenken, verstehst du?“

„Langweilig! Was weiter?“

„Die Mönche haben sich früher immer einsame und abgelegene Plätze ausgesucht, denn in einer unruhigen, hektischen Umwelt konnten sie den inneren Frieden und die Seelenruhe nicht finden.“

Tyr dachte darüber nach, was Fursa ihm gerade erklärt hatte, doch fand er keinen Zugang zu den Worten.

Fursa ließ sich nicht entmutigen. „Also, Scattery Island lag mitten im Strom der Einsamkeit, im Shannon, wo nur die Naturgewalten zu den Menschen sprachen. Doch aus Wind, Wellen und Sonnenschein, aus Nebelwänden und Kälteschauern vernahmen die Mönche auch die Stimme Gottes, gleichsam so, als hätten die Ohren noch andere Möglichkeiten der Wahrnehmung als die über die lauschende Muschel. Die Sehnsucht nach Einsamkeit hieß Platz schaffen für Gott. Begreifst du das?“

Tyr blickte Fursa an, als käme er von einem fernen Stern.

„Skellig Michael auf schroffem Felsen und inmitten stürmischer Wellen war einer der entlegensten Vorposten im offenen Atlantik. Auch dorthin zog es die Mönche. Gott zuliebe wollten sie arm sein. Sie lebten in steinernen Hütten, die wie Bienenkörbe aussahen, beteten viel, verzichteten auf jede unnötige Speise und dachten über den Sinn des Lebens nach. Je entlegener der Ort der Niederlassung, ob nun vor der Küste, im Binnenland oder auf Inseln, umso näher war man Gott – das schien eine alte Erfahrung zu sein. Doch selbst auf Skellig Michael tauchten um 820 erstmals deine Landsleute in ihrem Goldrausch auf.“

Tyr nickte stolz.

„Werde nicht übermütig“, warnte Fursa. „Verbrecher werden zur Buße noch immer nach Skellig Island geschickt, wo ein

mühevoller Pilgerweg auf sie wartet. Mancher ist schon von den schroffen Felsen ins Meer gestürzt.“

„Ich kein Verbrecher“, rief Tyr, „ich bin ein tapferer Krieger und guter Ehemann.“

„So ist's recht. Streite nur ab, was du Schlimmes getan hast.“

Tyr deutete auf das Buch, das Fursa in seinen Händen hielt.

„Das steht alles darin? Auch, dass die Mönche kaum etwas aßen und die Wikinger überfielen das Eiland?“

„Nicht wörtlich, aber dem Inhalt nach. Das Buch enthält Heiligenviten, die Lebensgeschichten frommer Männer.“

„Wer fromm ist, ist dumm“, behauptete Tyr und klopfte mit dem Zeigefinger auf das aufgeschlagene Buch. „Denn wer nicht isst, kann auch nicht beten oder denken. Dem dauernd hängen die Würste vor der Nase oder ein Stück Schweinespeck. – Was steht denn da?“ Der Gefangene fuhr mit dem Finger vorsichtig über einige Zeilen. „Steht da noch etwas von den Wikingern?“

„Nein, das hier ist ein Gedicht.“

„Unser Volk auch kennt Gedichte und viele Sagen. Ist das Gedicht von deinem Gott?“

„Nein. Das Gedicht schrieb ein irischer Mönch.“

„Lies vor, bitte.“

„Ich habe eine Hütte im Wald,
nur mein Gott allein kennt sie.

Eine Esche wächst auf dieser Seite,
auf der anderen ein Haselnussstrauch.

Der große Baum auf dem Hügel beschützt sie beide.

Meine Hütte ist klein, doch nicht gering,
es ist ein Ort der vertrauten Wege.

Eine geringe, bescheidene Hütte
in einem von Pfaden durchwirkten Wald –
ich lade dich ein, sie zu betrachten.

Der Sommer beschenkt mich
mit herrlichen Düften,

es gibt Esskastanien und wilden Majoran,
die Kresse im Bach lockt mit ihrem Grün.
Ein Schwarm von Ringeltauben
mit heller Brust kennt mein Dach,
darüber singt die Drossel süß und vertraut ihr Lied.

Bienengesumm und das Krabbeln der Käfer
um mich herum,

ein flinker Sänger ist der braune Zaunkönig,
der von Ast zu Ast hüpf.

Helle, weiße Vögel kommen,

Kraniche und Möwen,

das Meer singt für sie,

es ist kein Trauergesang.

Die Kiefer rauscht und macht Musik für mich,
niemand hat es ihr aufgetragen.

Dank Christus geht es mir niemals schlechter als dir.

Obwohl du deine eigenen Freuden hast,

die größer sind als alle Reichtümer,

bin ich dankbar für das,

was mir mein Christus schenkt.

So lebe ich ohne Streit, ohne Hader, der stört,

dankbar allein dem Herrn, meinem Fürsten,

der mir alles Gute schenkt in meiner Hütte.“

„Lustiger Mann, dein Mönch. Aber schön.“ Tyr schlug sich auf die Schenkel, dass die Kette rasselte. Er beugte sich über die Zeilen, als könne er sie entziffern und sich den Inhalt noch einmal zu Gemüte führen. „Seltsame Leute, ihr Mönche. Starke Kerle, die sich zähmen lassen wie kleine Hunde.“

Fursa überhörte die Bemerkung. Seine Augen musterten unauffällig den Boden der Hütte. Er wusste, an welcher Stelle die Himmelsscheibe in ihrer Truhe lag, bewacht von zwei gekreuzten Schwertern, deren Herkunft nicht bekannt, deren Alter jedoch wesentlich jünger war als der Schatz in der Eisentruhe.

„Schläfst du eigentlich gut?“, fragte Fursa unvermittelt. „Ich meine, ist das Bett aus Laub weich und die Decke, die wir dir gebracht haben, warm genug?“

„Heißt das, ich soll noch bleiben länger in diesem Loch? Nachts kommt der Wind durch die Bretterwand und pfeift und rappelt an der Tür.“

„Nein“, beschwichtigte Fursa, „du wirst bald frei kommen, doch – hast du etwas Außergewöhnliches bemerkt, außer den Geräuschen des Waldes?“

Tyr wunderte sich über die plötzliche Anteilnahme. „Träume von Brigid, welche ist meine Frau, hat vielleicht schon Kind. Träume aber auch kuriose Dinge.“

„So?“

„Ja. Fällt Asche vom Himmel und alle Menschen fliehen. Himmel ist dunkel, keine Sonne, kein Licht. Leute sind fremd, keine Wikinger, keine Mönche. Haben kantige Gesichter, viel Haar, tragen Felle, sprechen dummes Zeug.“

Fursa war ganz Ohr. „Du verstehst sie also nicht? Hast du auch nicht ein Wort aufgeschnappt, das du schon mal gehört hast?“ Der Gefangene schüttelte den Kopf. „Einmal, in der Nacht, es war taghell hier. Grelles Licht. Habe nicht geträumt. Licht tat Augen nicht weh. War eher warm und schön. Hat mein Herz glücklich gemacht.“

„Aha!“ Der Mönch blickte Tyr an, als habe er eine Erscheinung aus einer anderen Welt. „Hast du auch eine Person gesehen, einen Menschen, einen Krieger, der in dem Licht stand?“

Der Wikinger schüttelte den Kopf. Was sollte diese Fragerei? Träume gehörten doch zum Leben seines Volkes.

Fursa nickte Tyr zu, nahm sein Buch und verabschiedete sich wortlos mit einem Lächeln.



In der Bibliothek des Klosters Molana fand eine geheime Sitzung statt. Abt Colmán von Lismore und Abt Ultan von Ardmore hatten um eine Unterredung mit Abt Comgall gebeten, über die absolutes Stillschweigen vereinbart worden war. Grund waren Gerüchte von einer verstärkten Bewegung von Wikingerschiffen vor der südirischen Küste, die sich auch bei Tage dem Mündungsgebiet des Blackwater-River bedrohlich näherten. Abt Ultan, dessen Kloster sich unmittelbar in Ufernähe befand, hatte einige Mönche abgestellt, die das Manöver der Segler beobachten sollten, und sie waren mit der Nachricht zurückgekommen, dass von den Schiffen derzeit offenbar keine Bedrohung ausgehe, sie vielmehr den Eindruck hätten, dass die Wikinger geeignete Plätze für einen längeren Landaufenthalt ausfindig machen wollten.

Wikinger an Land – die Vorstellung sorgte für Unruhe unter den Menschen. Nicht nur die Klöster währnten sich in Gefahr, auch die Dörfer an der Küste fühlten sich bedroht. An der Ostküste Irlands hatten sich schon Wikingersiedlungen gebildet, so zum Beispiel 822 in „Baile Átha Cliath“, das später einmal Dublin heißen sollte, und an anderen Stellen wie Vadrefjörður – Waterford –, Veigsfjörður – Wexford –, oder Víkingaló – Wicklow. Bis 830 hatten sich hauptsächlich norwegische Wikinger Irland und England für ihre Beutezüge ausgewählt, seit 861 verzeichneten die irischen Annalen vorwiegend dänische Krieger. Beide Gruppen lagen in heftiger Fehde miteinander.

Allmählich aber gab es befestigte Handelsplätze und ein weit verzweigtes Netz von Handelsrouten, das von Grönland bis tief in den eurasischen Kontinent reichte. Die Wikinger nannten ihre Festungen „longphorts“.

Jetzt hieß es, Seeleute mit schwarzen Schilden seien ans Ufer gekommen, hätten Land requiriert, Einheimische vertrieben und mit dem Bau von mit Schilf gedeckten Häusern begonnen. Es gehe den Zuwanderern wohl nicht um Mord und Plünderung, sondern um festen Besitz. Einer der Mönche aus Ard-

more, Dichul, der schon einmal einen Wikingersturm miterlebt hatte, kannte sich mit den Schiffstypen der Fremden aus. Er berichtete den Äbten, er habe allein siebenunddreißig der kleinsten Langschiffe gezählt, in jedem dreizehn Ruderer. Abt Ultan rechnete schnell aus, wie viele Männer allein in diesen Booten vor der Südküste kreuzten, und kam auf 481 Feinde. Ultan wusste, dass die Nordmänner im Jahre 852 mit 252 Schiffen Friesland heimgesucht und Abgaben ertrotzt hatten. Aber es gab außer der kleinen und wendigen Version der Schiffe ja auch die großen Langschiffe. Diese Langschiffe mit den Drachenköpfen am Bug wurden gerudert und gesegelt. Ihr Tiefgang erreichte trotz der enormen Lasten nur 90 Zentimeter und sie waren extrem schnell. Das hatte sich bei den Überfällen auf an Flüssen gelegene Klöster im Landesinnern gezeigt: Reitende Boten konnten keine Warnung weitergeben, weil die Schiffe zu Wasser rascher vorankamen als Pferde im sumpfigen Uferbereich. Dichul, der trotz seines Alters noch über eine ausgezeichnete Sehkraft verfügte, berichtete weiter, dass er die kreuzenden Schiffe zunächst etwa achtzehn Meilen östlich von Ardmore in Küstennähe beobachtet habe. Bei gutem Wind und unter vollen Segeln könnten sie die Strecke bis zur Mündungsbucht des Blackwater-River in einer Stunde zurücklegen. Es müsse sich jedoch nicht nur um einen Verband handeln, mutmaßte Dichul. Aus den Schiffsbewegungen ließe sich schließen, dass zwei unterschiedliche Stämme an der Landnahme interessiert seien und der eine den anderen davon abzuhalten versuche, an einer bestimmten Stelle das Ufer anzusteuern. Für die Besiedlung des Landes sprach auch, dass zahlreiche Lastschiffe, so genannte Knorrs, mit im Verbund segelten. Ihr Name rührte vermutlich von dem „knorrigen“ Ast her, der als Steven diente. Dieser Schiffstyp war breiter und hochbordiger, insgesamt auch stämmiger. Er war zwar langsamer und bot weder der Besatzung noch der Ladung ausreichend Schutz, doch konnte er enorme Lasten transportieren. Der Frachtraum befand sich in der Mitte,

lag offen und nahm fast die Hälfte des Schiffes ein. Von den erhöhten Plattformen vorn und hinten, den Halbdecks, aus konnten die Mannschaften mit zwei bis vier Riemenpaaren die Knorr auch in engen Gewässern oder Buchten manövrieren. Die Äbte waren ratlos, was sie tun sollten. Stellten sie sich der Landbesetzung entgegen, so liefen sie Gefahr, dass ihre Klöster niedergebrannt wurden. Überließen sie den Besatzern, was sie verlangten, so hatten die Mönche am Ende kaum noch eigene Äcker und Wälder, und die Lebensgrundlage war in Frage gestellt. In einem Falle hatten die Eindringlinge die Mönche in die Kirche gesperrt, einen brennenden Holzscheit aus der Küche geholt und ins Dach geschleudert. Alle Männer verbrannten oder wurden, als sie herauskamen, von den Kriegern erschlagen. Die zur Hilfe gerufenen Provinzkönige Irlands, die über kleine Heere verfügten, irritierte es, dass sie die Wikinger nicht im offenen Kampf stellen konnten. Sie schienen Kampfaktiken nicht zu kennen, sondern stürmten schreiend und auf ihre Schilder trommelnd wahllos voran.

Als Dichul seine Beobachtungen mitgeteilt hatte, dankten ihm die Äbte und entließen ihn, baten ihn jedoch, sich zur Verfügung zu halten, falls sie noch weitere Fragen hätten.

„Wir sollten den wilden Horden entgegengehen und sie freundlich willkommen heißen“, meinte Comgall. Er war der nachgiebigste, aber auch unschlüssigste von den dreien und ging Konflikten gern aus dem Weg.

Sofort widersprach Ultan ihm auf das heftigste. „Ich lebe, weil wir uns in unserem Kloster nicht widerstandslos ergeben haben. Selbst wenn die Wikinger jetzt brave Siedler werden wollen, bedeutet das nicht, dass sie den Raum, auf den sie es abgesehen haben, friedlich besetzen. Sie werden die Menschen, die hier wohnen oder ihnen entgegentreten, töten und ihre Habe verbrennen.“

„Wie sollten wir in Molana Widerstand leisten können wie ihr in Ardmore?“, verteidigte sich Comgall. „Der Mönch Fursa

von Scattery Island hat uns die Vorzüge des Rundturmes als Fluchtburg lebhaft geschildert. Doch darüber verfügen wir im Gegensatz zu dir nicht. Du, Colmán, bist mit deinen Mönchen in einer ähnlichen Lage wie wir.“

Colmán nickte. „Der Rundturm ist freilich nicht der Garant absoluter Sicherheit, lieber Bruder. Der Mönch Fursa, der in deinem Kloster ja eine bedeutende Rolle zu spielen scheint, weiß offenbar nicht, dass in einer Abtei unseres Landes das Innere eines solchen Rundturms bei einem Überfall in Brand geriet. Es war den Feinden nämlich gelungen, einen Brandpfahl durch ein Fenster in den Turm zu schießen. Die schrecklichen Folgen wage ich nicht zu schildern. Bedenke, dass die Stockwerke und die sie verbindende Treppe aus Holz bestehen, und das Feuer im Turm wütete wie in einem Rauchfang.“

Das muss ein Meisterschütze gewesen sein, dachte Comgall, doch sprach er diese Vermutung nicht aus. Ultan war der älteste und in der Führung einer Abtei erfahrenste Abt. Er war vor seinem Eintritt ins Kloster Berater eines der irischen Könige gewesen und hatte eine Vertrauensstelle eingenommen. Nicht alle Herrscher und Hofbediensteten konnten schreiben. Die Chronik zu führen und die neuen Verfügungen und Gesetze in Worte zu fassen, die von der Räteversammlung in der königlichen Burg beschlossen worden waren, war ein ehrenvolles Amt.

„Wir sind jetzt in der bedrohlichsten Situation, meine Brüder“, sagte er, „denn die Wikinger kreuzen vor unserer Küste. Gehen sie an Land, nutzt keine Warnung oder Hinhaltetaktik. Ich bin aber mit Comgall der Meinung, dass wir den friedlichen Weg des Gespräches wählen sollten, um mit ihnen in Kontakt zu treten und um zu erfahren, welche Absichten sie haben.“

„Warum sie überhaupt hier siedeln wollen, ist mir unverständlich“, warf Colmán ein. „Es gibt fruchtbarere Landstriche in Irland.“

„Aber nicht in Küstennähe. Und dazu bildet der Blackwater-River eine vorzügliche Bucht, um die Schiffe bei Sturm zu schützen“, meinte Ultan. „Dennoch ist Vorsicht geboten. In den ‚Annales Bertiniani‘ aus dem Jahre 842 steht, wie grausam und hinterlistig sich die Wikinger gegenüber der Bevölkerung verhielten. Sie gingen ähnlich vor wie gegen unsere Klöster. Als sie den Handelsplatz Quentivich überfielen, wüteten sie so furchtbar, dass sie alles verwüsteten, die Einwohner fortschleppten und ohne Unterschied des Geschlechtes töteten, dass sie nichts als die Gebäude zurückließen, deren Schonung teuer erkaufte wurde.“

Colmán von Lismore, der persönlich schon zwei Überfälle miterlebt hatte und nur mit wenigen Mönchen dem erbarmungslosen Morden entkommen war, erinnerte an einen Wikingerzug des Egill Skallagrímsson nach Kurland, der viele Klöster erschüttert hatte. Bei der „Brenna“, dem systematischen Niederbrennen des Hauses, in dem die Bewohner versammelt sind, wurden Egill und seine Leute gefangen, konnten sich jedoch nachts befreien. Sie raubten heimlich die Schatzkammer des Hausherrn aus und eilten zu ihren Schiffen. Doch plötzlich blieb Egill stehen und verkündete: „Diese Fahrt ist sehr übel und gar nicht wikinggemäß. Wir haben dem Bauern sein Gut gestohlen, ohne dass er es weiß. Gehen wir zum Gehöft zurück, um dort bekannt zu machen, was geschehen ist.“

„Ein aufrichtiges Bekenntnis, wie ich meine“, warf Comgall ein.

Ultan schüttelte den Kopf. „Mitnichten, lieber Bruder. Denn höre, was weiter geschah: Die Gefährten Egills weigerten sich, zurückzukehren. Da ging er allein, schlich in die Küche, holte einen brennenden Balken, betrat die Sitzhalle und warf das Holz in das Dach, das sogleich Feuer fing. Alle Bewohner fanden den Tod. Wer flüchtete, wurde draußen erschlagen. Danach ging Egill zufrieden zurück auf sein Schiff.“

Comgall seufzte. „Vielleicht wäre alles anders, wenn den grausamen Völkern der Wikinger das Christentum gepredigt würde.“



Wie lange lag Tyr nun schon in der Waldhütte gefangen? Er hatte versäumt, die Tage zu zählen. Es schien ihm eine unüberschaubar lange Zeit zu sein. Seine Handlungsfreiheit war stark eingeschränkt, er konnte sich nur in einem kleinen Radius bewegen. Manchmal stand er auf, weil der Rücken vom ständigen Liegen schmerzte, dann machte er zwei Schritte nach links und wieder zurück, zwei Schritte nach rechts und zurück zum Ausgangspunkt. Mehr Freiraum ließ ihm die Kette nicht. Mit der Zeit kam er sich immer verloren vor, nicht zuletzt, weil er von Brigid nun seit Wochen – oder waren es gar Monate? – getrennt war und ihr keine Nachricht zukommen lassen konnte. Wie mochte es ihr in der Zwischenzeit ergehen? Wie kam sie ohne ihn in der fremden Stadt zurecht? Ob sie das gemeinsame Kind schon geboren hatte? Er, Tyr, war sicher schon Vater. Vater! Aber ein anderer als Agmundr. Er würde seinen Sohn – denn dass es ein Sohn sein würde, stand für ihn zweifelsfrei fest – wie seinen Augapfel hüten und ihn mit Freude die Dinge lehren, die ein Wikinger wissen und können muss. Warum nur hatte er sich so leichtsinnig auf dieses Abenteuer der Rache und Vergeltung eingelassen und sich am Ende doch übertölpeln lassen?

Die Mönche, die ihn gefangen hielten, waren eine merkwürdige Gesellschaft. Einerseits drohten sie ihm Strafen an, andererseits dachten sie nicht daran, sie auszuführen. Das hatte offenbar mit ihrer Religion zu tun, so viel hatte er inzwischen begriffen. Ein Gott, der auch dem Feind verzieh ... Seltsam! Was war das für eine Religion, dieses Christentum? Wer ihr ange-

hörte, kam sicher nicht immer zu seinem Recht, weil er verzeihen sollte, obgleich ihm Unrecht geschehen war. Und in dieser Religion war auch Brigid beheimatet! In ihr war sie aufgewachsen und von ihren Geboten und Vorschriften geprägt worden. Allmählich verstand Tyr manche Handlungsweisen seiner Frau, wenn sie auf bestimmte Vorgänge ganz anders reagierte als er.

Einmal war ein Händler an ihre Tür in Haithabu gekommen, der verschiedene Dinge angeboten und auch Bestecke zu einem Sonderpreis in seinem Sortiment hatte. Die Messer und Löffel bestanden aus versilbertem Metall, behauptete er. Der Verkauf seiner Ware sei für ihn wichtig, denn daheim läge eine kranke Frau und er wisse nicht, wie er seine beiden kleinen Kinder durch den Winter bringen solle. Brigid hatte ihm geglaubt und einige Käufe getätigt. Doch wie sich später herausstellte, handelte es sich um eine minderwertige Ware, für die sie einen überhöhten Preis bezahlt hatte. Tyr wollte dem Händler, der in der Nachbarstraße noch unterwegs war, nacheilen, um ihm das überzählige Geld abzuknöpfen. Doch Brigid hatte ihn besänftigt und gesagt: Vielleicht hat er ja wirklich eine kranke Frau und zwei Kinder, die nicht satt werden. Lass ihm das Geld, wenn es sein Los erleichtert. Eine solche Reaktion wäre unter Wikingern nicht möglich gewesen. Der Händler hätte nicht nur das Geld herausrücken müssen, sondern wäre für seinen Betrug auch gehörig bestraft worden.

Über Gefühle zu sprechen, lag ihm nicht. Wenn er das Leben mit Brigid überdachte, so beklagte Tyr, dass er seiner jungen Frau viel zu selten gesagt hatte, wie lieb er sie hatte und wie wichtig sie in seinem Leben war. Jetzt, in den einsamen Stunden in der Waldhütte, fiel ihm sein Versäumnis umso mehr auf, je länger er hier ausharren musste und je leidenschaftlicher er sich nach Hause sehnte. Wenn er hier nur herauskäme! Es würden sich Mittel und Wege finden, um nach Haithabu zurückzukehren. Doch je länger er darüber nachdachte, umso

deutlicher wurde auch die Sinnlosigkeit seiner Überlegung. Es musste schon ein Wunder geschehen, damit er Brigid bald wieder in seine Arme schließen konnte.

In einer Nacht träumte Tyr, Brigid stände am Ufer des Meeres und hielt Ausschau nach ihm. Sie hielt die Hand über die Augen und starrte auf die wilde See. Sie hatte sich sogar auf die Zehenspitzen gestellt in der irrigen Annahme, Tyr so besser erspähen zu können. „Wo bist du, mein geliebter Mann?“, hörte er sie rufen. „Wohin hat es dich verschlagen? Weißt du nicht, dass ich dein Kind geboren habe und sehnsüchtig auf dich warte? Ich liebe dich! Warum bleibst du so lange weg?“ Doch sie erhielt keine Antwort. Nur das Rauschen des Meeres war zu hören, das Rauschen, das seit Jahrtausenden dieselbe Melodie in sich barg und in schäumenden Wellen an den Strand schlug. Tyr fuhr aus dem Schlaf auf. Sein Herz raste. Er war schweißnass. Er nahm eine Handvoll Stroh und fuhr sich über Wangen und Stirn. „Was bin ich für ein Esel!“, rief er, „was für ein Trottel! Was habe ich getan! Wenn ich könnte, ich würde über das Meer zu dir fliegen, Brigid.“

Für den Rest der Nacht fand er keine Ruhe mehr. Er lauschte auf die Geräusche des Waldes, das Flüstern des Windes in den Bäumen, den Schrei des Uhus und das Bellen eines Fuchses. Er bemerkte im Dämmer des neuen Tages den Nebel, der aus den Feuchtwiesen aufstieg. Und er hörte nicht auf, seine Unvorsichtigkeit zu beklagen, als er in der verhängnisvollen Nacht mit den anderen Kriegern vorangestürmt und in der Grube gelandet war.



Oengus Mac Nisse von Dalriada hielt sich streng an sein großes Vorbild gleichen Namens, der einst der erste Bischof von Connor, zuvor aber ein schlichter Einsiedler in

Kells gewesen war. Er war groß, schlank, eine wahrhaft stattliche Erscheinung, die allerdings auch wusste, dass sie andere Eremiten und Mönche gewöhnlich um Haupteslänge überragte und deshalb in Gemeinschaft stets auffiel. Als Oengus Mac Nisse von Dalriada eines Abends im Herbst an die Klosterpforte von Molana klopfte, sah er allerdings alles andere als vornehm aus. Sein Habit war verdreckt, auf der linken Seite klaffte in Höhe der Hüfte ein Riss im Gewand, und sein Gesicht war von Lehmspritzern übersät.

Bruder Fachtna, der Beschließer, hieß ihn willkommen, doch der Besucher erwiderte den Gruß brummend und missgestimmt. „Schau, wie ich aussehe“, fluchte er schließlich und wies auf seine verdreckte Kleidung. „Bin ich doch nicht weit außerhalb des Klosterbezirks über ein kniehoch gespanntes Hindernis gestolpert und mit dem Gesicht geradewegs in einer Pfütze gelandet. Ist das eine Überraschung für eure Gäste?“

Fachtna nahm mit Genugtuung wahr, dass die Wikingerfalle offenbar noch funktionierte, dann versuchte er mit ein paar tröstenden Worten die missliche Stimmung des Besuchers zu vertreiben. „Du wirst zunächst in die Kirche gehen wollen, um Gott für das gute Ende deiner Reise zu danken. Schließlich bist du nicht unter die Räuber gefallen, und niemand hat dir den Schädel eingeschlagen.“

„So wie ich aussehe?“, brauste Oengus Mac Nisse von Dalriada auf. „Kann ich mich erst ein wenig säubern? So wage ich Gott nicht unter die Augen zu treten.“

„Er wird es nicht so genau mit deinem Erscheinungsbild nehmen. Schließlich kennt er dich und weiß, dass du nicht immer mit Lehmtupfern im Gesicht herumläufst.“

Fachtna geleitete Oengus zum Brunnen vor dem Gotteshaus, und der Besucher klatschte sich einen Schwall Wasser ins Gesicht.

„Der Dreck an deinem Habit muss noch trocknen, dann kannst du ihn leichter herausbürsten“, schlug Fachtna vor.

„Bist du auf der Durchreise?“

„Das sieht man doch, oder? Oder denkst du, ich würde hier um Aufnahme bitten? Ich habe Botschaften meines Abtes von Glendalough nach Cloyne zu überbringen. Dort hat der hl. Colman Mac Lenen, der um 600 starb, ein Kloster gegründet, mit dem wir in regem Austausch stehen. Überall im Lande rühmt man eure mitbrüderliche Gastfreundschaft. Deshalb habe ich den kleinen Umweg nach hier gemacht und hätte mir kurz vor dem Ziel fast den Hals gebrochen.“

„Was Gott zum Glück verhindert hat. Doch nun verrichte deine Dankgebete, dann werde ich dich zu Abt Comgall geleiten.“

„In diesem Aufzug?“, erboste sich Oengus. „Was soll denn der Abt von mir denken?“

„Er ist den Anblick von Vogelscheuchen gewohnt“, grinste Fachtna. „Doch nun komm. Es ist Brauch, Gott und dem Abt die Aufwartung zu machen, wenn man nach überstandener Reise ein fremdes Kloster betritt. Ich habe wenig Lust, meine Zeit mit dir im Hof zu verbringen. Es ist bald Essenszeit, und heute gibt es ausnahmsweise Hammelfleisch. Riechst du es schon?“

Oengus Mac Nisse von Dalriada antwortete nicht. Er betrat die Kirche, nahm geweihtes Wasser und kniete sich in die letzte Bank. Fachtna wartete geduldig, bis der fremde Mönch seine Gebete gesprochen hatte.

„Ein Gästezimmer haben wir leider nicht“, entschuldigte sich Fachtna. „Du musst mit einem Bett im Dormitorium vorliebnehmen. Nach dem langen Tagesmarsch wirst du müde sein, so dass dich die Schnarcherei der Mitbrüder nicht stören wird.“

„Oho! Eurem Gefangenen gesteht ihr aber einen eigenen Raum zu, nicht wahr?“

Fachtna fuhr herum. „Welchem Gefangenen? Wir haben keinen Gefangenen!“, rief er überrascht.

Oengus baute sich vor dem Beschließer auf. „Nun tu nicht so scheinheilig. Ich habe den Mann in eurer Waldhütte gesehen!

Dass er ein Gefangener ist, sieht doch jedes Kind. Einen Fuß in Fesseln und das Ende der Kette mit einem Schloss am Dachbalken. Seiner Kleidung nach muss er ein Krieger sein.“

Fachtna war sprachlos, er wusste nicht, was er von den Anschuldigungen halten sollte. Er selbst war jahrelang nicht mehr in der Waldhütte gewesen, er wusste nur, dass die Waldbauern und die Brüder, die die Felder bestellten, sich bei Regen dort früher manchmal aufhielten oder in der Erntezeit ihre Geräte aufbewahrten.

„Du wirst Vater Abt genau berichten müssen, was es mit der Hütte auf sich hat“, forderte Fachtna Oengus auf. „Am besten, wir gehen sogleich zu ihm.“

„Du kannst Macanisius zu mir sagen“, gestattete Oengus großmütig, „das ist mein latinisierter Name. Meine Freunde nennen mich alle so.“

Ohne auf das Angebot einzugehen, packte Fachtna den Besucher am Ärmel und zog ihn zur Zelle des Abtes.

Comgall saß über einige Pergamente gebeugt, die die neuen Verträge mit den Pächtern enthielten. Er fiel aus allen Wolken, als er nach dem obligatorischen Willkommenssegens von der Existenz eines Gefangenen in der Waldhütte erfuhr.

„Hast du mit dem Mann gesprochen?“, wollte er wissen.

Oengus Mac Nisse von Dalriada war von Natur aus stolz, was sich nicht nur auf seine auffällige äußere Erscheinung zurückführen ließ, sondern auch einem Wesenszug entsprach. Man beachtete ihn, er fiel auf, auch wenn seine Kleidung lädiert war, er geriet in den Mittelpunkt allgemeinen Interesses. Bevor er Atem holte, um seinen Erlebnisbericht zu beginnen, schickte Comgall nach der Schneiderei mit dem Auftrag, Oengus leihweise ein sauberes Habit zu überlassen.

Der Abt vergaß seine Sorgen um die noch ausstehenden Frucht-abgaben. Seine Gedanken kreisten um die Waldhütte und um einen gefesselten Mann, von dessen Existenz er bisher nichts gewusst hatte. Möglich, dass es sich hier um einen privaten

Racheakt handelte, mit dem das Kloster nichts zu tun und weshalb man sich der günstig gelegenen Waldhütte bedient hatte. „Also, was ist nun mit dem Mann, den du in der Waldhütte angetroffen zu haben meinst?“, fragte er, als Oengus in dem frischen, aber zu kurzen Gewand vor ihm stand.

Der Abt ging ungeduldig in seiner kleinen Zelle auf und ab.

„Zu haben meinst? Ich habe ihn gesehen und sogar mit ihm geredet. Das war so: Ich wusste nicht, dass sich dort im Wald eine Hütte befand und hätte sie wahrscheinlich auch nicht aufgesucht, wenn ich nicht einen merkwürdigen Gesang vernommen hätte.“

„Was heißt das – merkwürdig?“

„Keinen Choral oder ein frommes Lied, wie wir Mönche sie allenthalben pflegen, sondern es klang schwermütig und dumpf, dazu noch in einer mir fremden Sprache.“

„Was weiter?“

„Nun, ich war neugierig, wie du dir denken kannst, bin an die Hütte herangeschlichen und habe durch ein Astloch geschaut.“

„Und?“

„Da lag ein Mann auf Laub und etwas Stroh, die Hände unter dem Kopf verschränkt und sang dieses schwermütige Lied. Dabei starrte er unentwegt zur Decke. Als ich die Tür öffnete, erschrak er, denn er hatte mich nicht kommen gehört, und richtete sich auf. Doch als er mich erblickte, ließ er sich aufs Stroh zurücksinken, als ob er mich erwartet hätte.“

„Wie das?“, fragte der Abt und unterbrach seine Wanderung.

„Er kannte dich noch nicht, oder?“

„Mitnichten, hoher Herr, doch der Mann knurrte mich an und sagte: Aha, ein neues Gesicht! Hoffentlich hast du mir wenigstens eine größere Portion Essen mitgebracht als deine Vorgänger.“

„Vorgänger? Was meint er damit?“

„Es müssen Mönche sein, die ihn dort eingesperrt haben.“

„Mönche?“

„So ist es. Als er sah, dass ich außer meinem Wanderstock und meinem Vorratsbeutel nichts bei mir hatte, fing er an zu fluchen, wie lange man ihn hier noch festhalten und ob man ihn hier verrecken lassen wolle.“

„Verrecken?“ Comgall schauderte. „Welch unchristliches Wort!“

„Sehr richtig! Doch schien es nicht aus einem christlichen Munde zu kommen. Denn der Mann ist ein Wikinger.“

Der Abt ergriff Oengus Mac Nisse von Dalriada an den Schultern und schüttelte ihn. „Woher weißt du? Hat er das gesagt?“

„Ja, Herr. Nachdem er gemerkt hatte, dass ich nicht zu diesem Kloster gehöre und nur auf der Durchreise bin, hat er seine Wut herausgeschrien, seine Gefangenschaft beklagt und dieses Haus verwünscht. Er schimpfte auch über seine eigene Dummheit, weil er in eine Grube gefallen sei, aus der er sich nicht allein habe befreien können. Und dann war auch noch von einem deftigen Streit mit Stammesangehörigen die Rede, wovon ich aber nichts verstanden habe, weil es ziemlich konfus klang.“

Comgall ließ sich auf einen Stuhl fallen und rang die Hände.

„Entsetzlich! Ich hoffe zu Gott, dass sich mein Verdacht nicht bestätigt.“

„Verdacht? Was meinst du, Herr?“ Oengus starrte auf den verzweifelten Kloostervorsteher.

Doch Comgall antwortete nicht, sondern eilte hinaus. Von draußen drang der Geruch von Hammelfleisch in den Raum.



„**R**omm, steh auf. Deine Gefangenschaft ist zu Ende“, sagte Fursa und zog an der Kette. Tyr strauchelte, dann stand er fest auf den Beinen und sah den Mönch erwartungsvoll an.

„Habt ihr das Geld?“, fragte er.

„Welches Geld?“

„Nun, dass meine Leute gezahlt haben für meine Freilassung.“
„Du bist ihnen nichts wert, denn sie haben nichts gezahlt“, scherzte Fursa. Als er das enttäuschte Gesicht Tyr's sah, ergänzte er: „Wir haben es erst gar nicht versucht. Das ist nicht Christenart, verstehst du? Nach all dem, was wir von dir erfahren haben, hätte dein Anführer Vali sich wahrscheinlich schwer getan, für dich Lösegeld locker zu machen.“

„Du irrst!“, rief Tyr. „Es ist richtig, dass Vali keinen Streit duldet in seiner Sippschaft, erst recht nicht, wenn ein Angriff bevorsteht, doch am Ende ist es gegen seine Ehre, wenn er weiß einen tapferen Krieger in der Hand des Feindes.“

„Den Eindruck hatte ich nicht!“, rief Fursa. „Im Gegenteil. Die Fallgrube war für ihn das Ende eines Problems.“

Der Wikinger blickte den Mönch mit funkelnden Augen an.

„Ich mache dich jetzt los“, sagte Fursa ernst. „Gibst du mir dein Ehrenwort, nicht davonzulaufen? Andernfalls muss ich dich mit der Kette am Bein zum Kloster führen.“

„Zum Kloster? Dahin will ich nicht!“

„So. Wohin möchtest du denn, mein Lieber?“

„Nach Hause. Zu Weib und Kind. Es muss geboren sein inzwischen. Ich habe sie lange nicht gesehen.“

„Ah! Du meinst, dass Brigid auf dich wartet?“

„Ja, Brigid. Sie heißt in unserem Stamm Ginnlaug. Du hast etwas dagegen?“

„Nein, ihr christlicher Name ist Brigid. Wie unklug von deiner Frau, dich genommen zu haben.“

„Was erlaubst du dir?“ Tyr ballte die Faust, als ob er zuschlagen wollte. Doch Fursa zog an der Kette und Tyr stürzte zu Boden.

„Du hast sicher nicht den besten Geschmack bewiesen, als du deine Frau kennenlernstest, und warst froh, überhaupt eine bekommen zu haben, oder?“

Der Wikinger rappelte sich auf. „Sie war die schönste in unserer Siedlung und ist es auch in Haithabu“, sagte er stolz.

„Ja, ja, unter den Blinden ist der Einäugige König.“

„Was heißt das? Willst du Odin beleidigen? Auch Odin hat nur ein Auge.“

„Gott bewahre“, spottete Fursa, „aber ich kann mir nicht vorstellen, dass du Geschmack hast.“

„Ginnlaug – Brigid – ist bildschön“, sagte Tyr stolz. „Sie hat kleine feste Brüste, und ihr braunes, lockiges Haar ist hüftlang. Manchmal trägt sie es auch straff in einem Zopf. Ihre kräftigen Arme sind weiß wie Milch und ihre Zähne stark wie die eines Bären. Und wenn du ihre grasgrünen Augen und das Grübchen in ihrem Kinn sehen könntest ...“

„Sei still“, brummte Fursa.

„Ja, ja, solche Reden ich darf vor dir nicht führen, ich weiß, wo ihr doch keine Frauen haben dürft.“

„Wir haben uns freiwillig für dieses Leben entschieden“, sagte der Mönch mit Nachdruck, „also führe mich nicht in Versuchung mit deinem gottlosen Geschwätz.“

Tyr kicherte. „Was soll gottlos sein daran, wenn ich schildere die Schönheit einer Frau?“

„Halt den Mund und komm. Vergiss deinen Helm nicht. Ich glaube, ich pfeife auf dein Ehrenwort und führe dich in Ketten zum Kloster.“

„Wie einen Hund? Niemals! Was soll ich übrigens dort? Bring mich zum Wasser. Ich finde bestimmt einen Baumstamm und ein paar Bretter, mit denen ich mir kann bauen ein Floß. In den nächsten Tagen ist Vollmond. Da treffe ich in der Bucht sicher auf meine Landsleute.“

Fursa dachte nicht daran, den Wikinger ohne Gegenleistung freizulassen.

Er hatte einen bitteren Gang angetreten, als er dem Abt die Anwesenheit eines Wikingers außerhalb des Klosterbereichs gestehen musste, sich jedes Wort überlegt, schließlich sogar freiwillig Dienste angeboten, die nicht jedermann gern übernahm, wie Latrinen reinigen, Strohsäcke stopfen, die Unter-

wäsche der Mitbrüder waschen – doch Comgall hatte sein Geständnis zwar ernst, doch nicht im Zorn aufgenommen. In aller Ausführlichkeit ließ er sich berichten, wie es zu der Gefangennahme gekommen, wo und wie der Wikinger, der die gälische Sprache inzwischen immer besser beherrschte, untergebracht und versorgt worden war. Von der Idee Fursas, ihn als Geisel zu verwenden, hielt er nichts. Ihm die Freiheit zu schenken, stand über jedem Rachedanken.

Die gesamte Mönchsgemeinschaft war im Refektorium versammelt, als Tyr hereingeführt wurde. Fursa hatte ihm die Kette abgenommen, Brenach ihn an den Brunnen im Kreuzgang geleitet, damit er sich wenigstens notdürftig reinigen konnte. Inzwischen war ihm ein Bart gewachsen, der recht verfilzt aussah. Moluag hatte ihm einen Apfel zugesteckt und gefragt, ob er ihm auch einen Fisch oder einen Knust Brot bringen solle. Doch vor lauter Aufregung war dem freigelassenen Gefangenen jeder Hunger vergangen.

„Zunächst entschuldige ich mich auch im Namen meiner Brüder, dass wir dich unfreiwillig festgehalten haben“, sagte Comgall mit einem Blick auf Fursa, der den Kopf senkte. „Ich habe nicht gewusst, was dir geschah, weil ich von deiner Existenz keine Ahnung hatte. Ich wusste von bestimmten Befestigungsvorkehrungen im Wald, um den Überfall deiner Genossen aufzuhalten, denn ganz verhindern hätten wir ihn wohl nie können. Doch dass eine Grube ausgehoben worden und ein Krieger hineingeraten war, entzog sich meiner Kenntnis. Dafür bitte ich dich um Verzeihung.“

Die Mönche standen unbeweglich auf ihren Plätzen. Niemand wagte sich zu setzen, solange der Abt sprach.

„Und wenn wir alle niedermacht worden wären, hoher Herr, was dann?“, wagte Fursa einzuwenden.

Der Abt tat, als ob er ihn nicht gehört hätte, und brachte weitere Entschuldigungen vor. Es widerspräche der Lebensweise einer klösterlichen Gemeinschaft, überhaupt den Gedanken an

die Festnahme eines Feindes zu verschwenden, sagte er. So etwas dürfe nie vorkommen, weil jedes Konventsmitglied darauf bedacht sein müsse, das Gebot der Liebe, auch der Feindesliebe, zu beherzigen.

„Er verharmlost die Gefahr, in der wir uns befunden haben“, flüsterte Findbar dem Mitbruder Brenach zu.

Man sah den Gesichtern einiger Mönche an, dass sie die Meinung des Abtes nicht teilten. Nächsten- und Feindesliebe hin oder her – wenn Gefahr drohte, und sie war greifbar gewesen –, dann hatte man das Recht zur Verteidigung! Musste man sich denn ohne Gegenwehr erschlagen lassen, wie es bei vielen Klosterplünderungen geschehen war?

„Ich möchte dich um einen Dienst bitten“, fuhr der Abt fort und nahm die Hand des Wikingers. „Ich bitte dich, deinen Stamm aufzusuchen und den Häuptlingen zu sagen, dass wir in Frieden nebeneinander leben wollen. Angehörige deiner Familie und deines Stammes haben diese Abtei überfallen. Viele Mönche fanden dabei den Tod. Im Namen Jesu Christi, des Sohnes unseres Gottes, verzeihen wir diese schändliche Tat. Der Weg zu einem Miteinander ist gewiss noch weit, doch ein friedliches Auskommen nebeneinander müsste möglich sein. Ich habe gehört, dass eine Reihe deiner Landsleute sich in der Bucht um den Blackwater-River ansiedeln möchte. Wenn ein Seefahrerfolk nach Jahren der Unruhe plötzlich sesshaft werden will, hat das seine Gründe. Es wird hier viel geredet und gewiss auch spekuliert, doch möchte ich mich nur an eigene Beobachtungen halten. Sag deinen Führern, dass wir ihnen geeignetes Gelände zur Besiedlung zur Verfügung stellen wollen. Man möge sich nur mit uns abstimmen. Wir bitten sie zugleich, sich dieses Siedlungsgebiet nicht widerrechtlich anzueignen, denn auf Dauer wird es ihnen keinen Segen bringen.“

„Lass ihn schwören, Vater Abt“, rief Fursa. „Wenn er den Schwur bricht, ist das ein größeres Verbrechen als ein Mord.“

„Still!“, gebot Comgall. „Du antwortest nur, wenn du gefragt wirst.“

Und zu Tyr gewandt fuhr er fort: „Ich habe auch vernommen, dass du Brigid, die Tochter des Bauern Fitbrain, zur Frau genommen hast. Ich hoffe, dass eure Ehe glücklich wird, auch wenn sie noch nicht mit dem Segen der Kirche geschlossen worden ist. Es ist wichtig, dass du deiner Frau den Ort freistellst, an dem sie wohnen möchte. Sie darf nicht länger eine Gefangene deiner Sippe oder deines Stammes sein. Und sie ist auch nicht die Dienerin ihres Mannes, sondern seine ebenbürtige Gefährtin.“

Findbar horchte auf, als er den Abt so reden hörte. Der Apostel Paulus war wohl anderer Ansicht gewesen, was das Zusammenleben von Mann und Frau und ihre Bedeutung für die Kirche betraf. Doch dann hörte er Comgall weiter reden: „Doch nun geh. Proviant für unterwegs steht bereit. Unsere Gebete werden dich begleiten, damit du deine Sippschaft und deine Familie findest. Kehre in Frieden heim und eines Tages vielleicht zurück. Du bist uns immer willkommen.“

Fursa wandte sich mit bleichem Gesicht ab. Er wusste, dass seine Tage in Molana gezählt waren.



Fursa ging den Weg zurück, den er vor Jahren gekommen war. Scattery Island war weit, so weit wie der Marsch von der Shannon-Insel an die Mündung des Blackwater-Rivers. Davon erzählten die Blasen an seinen Füßen, die er bei dem Gedanken an die weite Wanderung nach Molana von neuem spürte. Diesmal schritt er mit weniger Erwartung aus. Er hatte keine Aufgabe zu lösen, keine Strategie gegen die Wikinger zu entwickeln, sondern er war heimgeschickt worden, weil er den Anordnungen des Abtes Comgall zuwidergehandelt hatte.

Der Gefangene in der Fallgrube war Fursa zum Verhängnis geworden, und nicht nur er: Das Gebot der Feindesliebe, das er so schmäählich übergangen und auf das der Abt so großen Wert gelegt hatte, stand Fursas weiterem Verbleib in Molana im Wege – trotz aller Verdienste, die er sich um die Sicherheit des Klosters erworben hatte.

In Fursas dürftigem Gepäck befand sich ein Brief, den Comgall ihm an seinen Mitbruder im Abtsamt von Scattery Island mitgegeben hatte, und was darin stand, konnte Fursa sich denken. Nicht nur einmal war ihm unterwegs der Gedanke gekommen, das Siegel zu erbrechen und den Inhalt zu lesen, doch da Comgall ihm das Versprechen abgenommen hatte, das Schriftstück unangetastet und sicher Abt Erc zu überreichen, so ließ er schließlich von seinem Vorhaben ab.

Fursa schritt zügig aus, obgleich ihn nichts drängte, die alte heimatliche Insel so bald wiederzusehen. Ein Pferd hatte ihm auch Comgall nicht zugestanden, doch den Hinweis auf den Weg als Bußübung und Akt der Selbstabtötung hatte er sich verkniffen. Auch jetzt suchte Fursa des Nachts in befreundeten Abteien Unterschlupf, und das war nicht schwer, denn alle Klöster und Einsiedlerwohnungen beherzigten das eingeschworene Gesetz der Gastfreundschaft. Wer unterwegs war, genoss Privilegien, der kam zuweilen auch in den Genuss besonderer Speisen, die der übrigen Gemeinschaft eines Klosters versagt blieben, oder er erregte durch seine plötzliche Präsenz nicht alltägliche Aufmerksamkeit. So war es ja auch Oengus ergangen, als er in Molana eingetroffen war und von der Entdeckung eines gefangenen Wikingers berichtet hatte.

Fursa ging nicht denselben Weg nach Scattery Island zurück, den er von dort angetreten hatte. Zwar mied er Umwege, denn das Laufen war überall beschwerlich, doch suchte er für die Nächte neue Unterkünfte und hoffte auf neue Erlebnisse unterwegs. Zweimal übernachtete er im Wald, weil der Marsch zur nächsten Klostersiedlung zu weit und ermüdend war. Er rollte

sich in seinen Pferdehaarmantel unter einen Haselnussstrauch und blickte nach dem Nachtgebet zum Himmel auf, an dem unzählige Sterne wie zu einer nächtlichen Prozession aufzogen. Der Morgen strich mit rosigen Fingern über das Land, das sich fröstelnd aus der dünnen Nebelschleierdecke schälte und den tiefen Atem der Erde unterbrach. In solchen Augenblicken erschien es Fursa, als ginge der Schöpfer selbst über Wiesen und Felder, um sich vom Segen dessen zu überzeugen, was er geschaffen hatte.



Tyr reiste heim. Eines der Wikingerschiffe, das in der Blackwater-Bucht kreuzte und Kurs Richtung Heimat nehmen wollte, nahm ihn mit Richtung Nordosten, zunächst nach Haithabu. In dem gewohnten Zuhause traf er Brigid nicht an. Er eilte erschrocken in das Büro seines Geschäftspartners und vernahm, dass ein fremder junger Mann auf seinem Stuhl saß. Doch erfuhr er hier zumindest, wo Brigid und ihr inzwischen geborener Sohn Unterschlupf gefunden hatten. Die kleine Wohnung an der Stadtmauer barg sein ganzes Glück! Brigid stürzte ihm mit freudigem Aufschrei entgegen. Augenblicklich lagen sie sich in den Armen. „Endlich“, stammelte sie, Tränen liefen ihr übers Gesicht. „Endlich! Lange hätte ich es hier nicht mehr ausgehalten.“ Hinter einem Vorhang ertönte das leise Wimmern eines Kindes. Tyr's Augen leuchteten auf. „Das ist Njörd-Brendan“, rief Brigid und nahm das Baby aus seiner Wiege. „Er hat seinen Namen nach dem Wind- und Seegott der Wikinger und dem mutigen Seefahrer der irischen Mönche erhalten. Ich hoffe, es ist dir recht.“ Tyr streckte seine Arme nach dem Winzling aus. Vorsichtig, als sei er zerbrechlich wie Glas, nahm er ihn in seine Arme. Was für einen gesunden Stammhalter hatte

seine Frau ihm geboren! Ob er dem Vater ein wenig ähnlich sah? Oder kam er mehr nach der Mutter? Tyr und Brigid einigten sich, dass Njörd-Brendan ihnen beiden wie aus dem Gesicht geschnitten sei...

Tyr musste erzählen. Eine lange Odyssee lag hinter ihm. Der enttäuschende Aufenthalt in der Heimat, der geplante Rachezug sowie die Wochen in der Gefangenschaft mit den einsamen Tagen und Nächten in der Waldhütte des Klosters zogen noch einmal an ihm vorüber. Doch den nächtlichen Sturz in die Grube, die Fursa ihm gegraben hatte, streife er nur mit wenigen Worten. Er war einer der schmerzlichen Niederlagen in seinem jungen Leben gewesen. Je länger Tyr berichtete, umso ruhiger wurde er. Das ungestüme, aufbrausende Temperament, das ihn im Bannkreis von Molana beherrscht hatte, legte sich von einer auf die andere Stunde. Er war mit einem Male wieder der friedfertige und einfühlsame junge Mann, dessen ganzes Bestreben war, mit Brigid zusammen zu sein und für sie und das Kind zu sorgen.

Auch Brigid erzählte. Jetzt erst wurde Tyr bewusst, in welcher unglücklichen Lage er seine junge Frau zurückgelassen hatte, schwanger, einsam und unversorgt, weil er von dem Gedanken der Rache für seinen ermordeten Vater und die einsam gestorbene Mutter zutiefst eingenommen worden war. „Ich kann dich nur aufrichtig um Verzeihung bitten“, stammelte er, als Brigid geendigt hatte, „doch verstehe ich auch, wenn die erbetene Nachsicht mit mir über deine Kräfte geht.“ Brigid lächelte. „Heißt es nicht in den Sprüchen des Alten Testaments: Die Liebe deckt alle Verfehlungen zu?“

„Davon weiß ich noch nichts“, erwiderte Tyr. „Jedoch werde ich wohl noch vieles von dem, was in den Büchern der Christen steht, lernen müssen.“ Er dachte plötzlich an Fursa, der ihn mit seinen weisen Worten manchmal genervt hatte und den er jetzt gar nicht mehr als so feindselig empfand.

Langsam beratschlagte das junge Paar, was zu tun sei. Die Bitte des Abtes Comgall um Vermittlung zwischen seinem sowie den anderen Klöstern und den Wikingerclans siegte schließlich über die persönlichen Wünsche nach einem eigenen, gesicherten Familienleben, und so entschlossen sich Tyr und Brigid, weiter nach Norden, in Tyrns einsame Heimat, zu reisen. Sie fanden schließlich ein Schiff, das sie auf die Insel brachte, auf der Tyrns Brüder und Angehörige lebten. Dort empfing man sie feindselig. Während Brigid und Njörd-Brendan sich in das Haus einer Cousine Tyrns zurückzogen, klopfte Tyr bei der Verwandtschaft an. Man gestattete ihm zunächst nicht, die Gräber seiner Eltern aufzusuchen, sondern geleitete ihn sofort zum neuen Anführer des Clans. Dort musste Tyr Ottar und der versammelten Familie sowie auch dem zur Verhandlung hinzugezogenen Vali die Vorgänge, die zu seinem Sturz in die Grube und zu seiner Gefangennahme geführt hatten, genau erläutern. Es kam auch die Rede auf ein verschwundenes Pergament, das ausgerechnet seit dem letzten Besuch Tyrns in Solvis Haus nicht mehr auffindbar gewesen sei, weshalb man ihn nun des Diebstahls bezichtigte, denn niemand außer Tyr war später in dem Raum gewesen. Tyr räumte nach einigen Ausflüchten ein, das Schriftstück genommen zu haben. Er habe während des Überfalls auch die Eiche aufgespürt und neun Schritte nach rechts abgeschrieben, wie es im Plan vermerkt gewesen sei. In der Höhe aber habe er nichts vorgefunden außer den Resten einiger morscher Bretter. Enttäuscht darüber habe er nicht auf den Waldboden geachtet und sei in die Grube gestürzt.

Zunächst wollte ihm niemand glauben. Die Heftigkeit des Wortwechsels, der nun einsetzte, ließ Tyr ermessen, wie bedeutsam der hier ursprünglich verborgene Schatz gewesen sein musste und wie groß nun die Enttäuschung war. Svan meinte, wahrscheinlich habe Tyr den Fund im Wald versteckt oder er sei mit ihm in die Falle geraten und von den Mönchen konfisziert worden. Doch dieser Vermutung mochte niemand folgen, da,

wie man wusste, die Mönche nicht auf Reichtümer aus waren. Um was es sich bei dem Schatz im Einzelnen handelte, erfuhr Tyr nicht.

Auch die Hintergründe, weshalb man ihn im Kloster jetzt freigelassen und warum man ihn mit einer Botschaft betraut hatte, bedurften einer ausführlichen Meinungsäußerung. Es war nicht leicht, Vali zu überzeugen, die Abtei Molana in friedlicher Absicht aufzusuchen und mit dem Abt zu verhandeln. Der Wikinger zögerte lange. Schließlich hatte er hier durch Tyrns Fehlverhalten einen genauestens geplanten Überfall aufgegeben und seine Ehre verspielt. „Warum sollen wir um etwas bitten, das wir uns ohne Anstrengung nehmen können?“, lautete Valis erste Stellungnahme. „Und ausgerechnet du bittest mich, der du dich mit deinen Verwandten und Solvis Familie entzweit hast?“

„Ich bin der Sohn eines hinterhältig ermordeten Vaters“, erwiderte Tyr scharf. „Das Gesetz gebietet, ihn zu rächen. – Doch dazu ist es nicht gekommen, vielleicht sogar mit Odins Hilfe. Denn ich möchte gegen niemanden mehr ein Schwert führen oder eine Keule schwingen.“

„So? Und woher der Sinneswandel, du Verräter deines Stammes?“

„Ich habe niemanden verraten. Ich bin aber durch meine Erlebnisse bei den Mönchen und vor allem durch das Leben mit Brigid zu der Überzeugung gelangt, dass viele Probleme ohne Kampf, vielmehr mit den Waffen des Geistes zu lösen sind.“

„Aha!“ Vali stampfte mit dem Fuß auf. „So einfach machst du dir das. Diese christliche Lehre, auf die du in Wahrheit anspielst, hat dir ganz schön den Kopf verdreht.“

„Nein, Vali. Ich hatte schließlich genügend Zeit zum Nachdenken. Wer gefangen war wie ich und in einer Waldhütte sein Leben fristen musste, an einem Ort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, der kommt auf andere Gedanken, auch auf andere als die der Rache und Vergeltung. Ich gebe zu,

ich habe eine gewisse Zeit gebraucht, um zu dieser Einsicht zu kommen. Zunächst habe ich tatsächlich nur an mein Schwert gedacht und geglaubt, alles nur mit seiner Hilfe lösen zu können. Doch davon bin ich nun weit entfernt.“

Vali lachte laut auf. „Bist also ein Weib geworden, das hinter dem Ofen sitzt und Strümpfe stopft? Ein Weichling, der sich an Mutters Brust ausweint, statt auf die Kraft seiner Arme zu vertrauen? Alles hätte ich von dir erwartet, nur dies nicht.“

Da Tyr schwieg, nutzte Vali die Gelegenheit, Tyr noch mehr herauszufordern. „Hättest du mir auf den Kopf zu gesagt, was ich dir gerade vorgeworfen habe, so säße ich nicht wie du teilnahmslos auf einem Hocker, sondern stände mit gezücktem Schwert vor dir, um dich zum Zweikampf herauszufordern. Du schweigst. Nun, was ist? Kämpfst du oder gibst du klein bei?“ Tyr regte sich nicht und senkte die Augen. Ein erstauntes Rausen ging durch die Versammlung. Skarf meinte, dass Tyr dem Einfluss der Christen und ihrer Religion erlegen sei. Man beschloss, die Verhandlung zu vertagen und am anderen Tag fortzusetzen.

Tyr ging nachdenklich in das Haus seiner Cousine zurück und berichtete Brigid vom Stand der Dinge. Sie trug Njörd-Brendan auf ihrem Arm. „Gesetzt den Fall, Vali und seine Mannen nehmen die Verbindung mit Molana auf, ich wäre einer der ersten, die dort siedeln würden. Auch wenn mich dieser Mönch Fursa und seine Kompagnons gefangen gehalten haben, ich sehe ein, dass die Menschen in Frieden miteinander leben müssen. Das wäre auch in Hallgrims, meiner Mutter Sinn. Abt Comgall hat mich durch sein friedfertiges Beispiel überzeugt. Wenn du und ich ein eigenes Feld erwerben und uns ein schönes Haus bauen wollen, dann wäre die Stelle am Eichenwald das richtige Stück Erde.“

„Du ziehst mit mir nach Irland? Nach Molana? Dort in der Nähe steht mein Elternhaus!“, jubelte Brigid. Dann wurde sie traurig. „Ach, wenn meine geheime Sehnsucht auch wahr wird –

meine Mutter wird unser Glück nun nicht mehr mit uns teilen können.“

Die Gespräche nahmen am nächsten und an den folgenden Tagen ihren Lauf. Die Meinungen prallten wie Schwerter aufeinander, hart, kontrovers und unversöhnlich. Verhandeln – das war ein Wort, das im Wikingersprachgebrauch einen schlechten Klang besaß. Ein Wikinger nahm sich, was er brauchte, er kämpfte darum, zwang den Gegner in die Knie. Doch die besonnenen Männer führten ungewohnte Argumente ins Feld, nämlich, dass die Clans und Sippen neuen Siedlungsraum benötigten und dass die gewaltsame Landnahme zweifellos Menschenopfer erfordern würde. Am Ende siegte die Vernunft. Es waren etwa hundert junge Leute des Dorfes, die gewillt waren, an die irische Südküste auszuwandern. Brigid freute sich unbändig, endlich die alte Heimat und ihren Vater wiederzusehen.

Auch eine weitere Einigung kam zustande: Die mit Tyr im Streit liegende Sippschaft musste fünf Pfund Silber zahlen, um den heimtückischen Mord an Agmundr aus der Welt zu schaffen. Dann gaben sich die verfeindeten Familien vor Valis Augen die Hand. Damit waren der Mord gesühnt und alle weiteren Ansprüche auf Wiedergutmachung erloschen. Tyr atmete auf.



Ein halbes Jahr später erschien eine Delegation mit Vali an der Spitze in Molana. Als Ronan die Landung der Wikinger in der Blackwater-Bucht meldete, beschlich die Mönchsgemeinschaft banges Entsetzen. Kam der Clanchef der Wikinger mit seinen Kriegern als Feind oder wirklich als siedlungswilliger Verhandlungsführer?

Comgall ging der Mannschaft mit einigen Mönchen, darunter Brenach und Findbar, entgegen. Als sich die Männer gegen-

überstanden, legte der Abt die rechte Hand auf sein Brustkreuz und verneigte sich leicht. Vali stand fest wie ein Fels mit düsterem Blick vor ihm, mit der Rechten stützte er sich auf sein Schwert.

„Sei willkommen“, sagte der Abt und trat zur Seite. Vali antwortete nicht, doch grunzte er befriedigt. Dass ihm freiwillig der Vortritt gewährt wurde, erfüllte ihn mit Genugtuung. Er packte den Abt am Arm und bedeutete ihm, dass er an seiner Seite gehen sollte. Die Wikinger forderten die Mönche auf, sich anzuschließen. Sie selbst bildeten den Schluss. Aidan und Macartan, die unmittelbar vor den Kriegern gingen, fühlten sich unwohl. Alle Sekunden sahen sie sich um, ob die Wikinger auch nicht ihre Waffen zögen, um sie hinterrücks zu erdolchen. Aber die Fremden blieben friedlich, neugierig sahen sie sich im Klosterbereich um.

Am Eingang zum Speiseraum stand der Mönch Cadroe mit einer großen Schüssel Wasser. Vali tauchte seine Hände hinein. Dann kam ein zweiter Wikinger an die Reihe, ihm folgte der dritte. Cadroe bekundete, dass er das schmutzige Wasser weschütten und neues bringen werde, doch der Anführer der Wikinger wehrte ab. Alle Krieger wuschen sich dem Rang nach Hände und Gesicht in demselben Wasser. Der vorletzte spuckte sogar hinein. Dann bot Vali dem Mönch die trübe Brühe zum Trunk an. Entsetzt, aber zum Gaudi der Seeleute suchte Cadroe das Weite. Im Refektorium war der Tisch gedeckt. Moluag hatte trotz der Fastenzeit ein Schwein schlachten und auftragen lassen. Dazu gab es frischgebackenes Brot und je einen Krug Met.

„Nehmt Platz und lasst es euch schmecken!“, forderte Comgall seine Gäste auf. Vali schnitt ein saftiges Fleischstück aus dem Rücken des Tieres und hielt es dem Abt vor den Mund.

„Da, iss!“, forderte er ihn auf.

Comgall wollte mit Hinweis auf die Fastenzeit der Mönche zunächst dankend ablehnen, doch dann besann er sich und

nahm das Fleisch an. Die Verweigerung könnte als Brüskierung des Gastes verstanden werden, und zudem wollte sich Vali wahrscheinlich vergewissern, ob das Schweinestück nicht vergiftet war. Comgall aß und auch Vali griff zu. Dann ließen es sich auch die Krieger schmecken. Als Vali satt war, stieß er das Messer in den Tisch und erhob sich. Sogleich hörten alle zu essen auf und sahen ihren Vorgesetzten gespannt an. Vali wischte sich das Messer an der Kleidung ab und steckte es in den Gürtel.

Der Abt lud seinen Gast in die Bibliothek ein, wo er die Verhandlungen im kleinen Kreis zu führen gedachte. Doch die Wikinger folgten ihrem Anführer in den Raum. Comgall gab Brendan ein Zeichen, dass er auch den Prior und Subprior sowie Kevin und Munchin holen sollte, die zu den besten schreibkundigen Mönchen des Klosters gehörten. Sie sollten das Protokoll führen.

Als Vali mit einem Zungenschnalzen die Reihen der kostbaren Bücher inspiziert und große Augen bekommen hatte, ließ er sich auf Bitten des Abtes in einem hölzernen Sessel nieder. Er kramte ein birnengroßes Bernsteinstück hervor, das in ein Taschentuch eingewickelt war, und knallte es auf den Tisch. „Geschenk!“, sagte er und blickte erwartungsvoll auf seinen Gastgeber. Comgall bedankte sich artig und nahm das Präsent in Augenschein. Bernstein kannte er bisher nicht, er hatte gehört, dass es in den weiten Uferlandschaften der Ostsee zu finden und ein kostbares Material sei, mit dem man sicher auch den Knauf eines Kelches verziern konnte. Der Abt hatte gelesen, dass es sich um das fossile Harz ausgestorbener Nadelholzbäume handelte. Dieses Stück war klar, honiggelb und tropfenförmig, nach unten allerdings etwas trübe. In seiner Mitte war ein dicker Käfer eingeschlossen. Seit er bei einem Besuch in Ardagh den berühmten Silberkelch gesehen hatte, der ursprünglich zur Spendung des eucharistischen Weines an die Gläubigen verwendet wurde, war dem Abt klar, wie herrlich das

Dekor der Kelche sein konnte. Ardagh wurde, was den Wert künstlerischen und handwerklichen Könnens betraf, weder auf der „grünen Insel“ noch auf dem Kontinent noch einmal erreicht. Zu seiner Verzierung hatte man neben Gold, Silber und Kupfer auch Glaspaste, Glimmer, Malachit und Kristall genutzt. Hoffentlich, durchfuhr es Comgall, war der nach byzantinischem Vorbild angefertigte kostbare Schatz nicht bei einem Raub den Wikingern in die Hände gefallen.



Comgall hatte eine Landkarte anfertigen lassen, auf der nicht nur der Klosterbezirk umrissen war, sondern auch die zur Abtei gehörenden Felder und Wälder eingezeichnet waren. In einem Teilbereich erstreckte sich das Eigentum des Klosters wie ein breiter Gürtel am Ufer des Blackwater-Rivers entlang. Es war fruchtbares Land, saftige Wiesen wechselten mit bebauten Böden, dann folgten Schilfregionen mit moorigem Grund. Dieses Gebiet wollte Comgall an Vali abtreten, wenn er es mit den Seinen friedlich nutzen wolle. Der Wikingerhäuptling bestaunte die Zeichnung; er konnte sich nicht vorstellen, dass hier in kleinen Quadraten maßstabgerecht aufgezeichnet war, was er draußen bei einem Ritt durchs Gelände unter die Hufe nehmen konnte. Aber er wollte sich selbst ein Bild von der Beschaffenheit des Landes machen, und so bestieg er einen Wallach des Klosters und galoppierte in Begleitung des Abtes in die Natur hinaus.

Die gestärkte Wikingermannschaft lagerte nach dem Festschmaus unter den Bäumen seitab und hielt ein erholsames Nickerchen, während die Mönche in der Kirche den Himmel bestürmten, dass die Verhandlungen zu einem guten Ende kommen möchten. Ob Comgall ein guter Verhandlungsführer war?

Vali und der Abt kamen von ihrem Ausflug zurück. Comgall war bleich und sah erschöpft aus, während Vali rote Wangen hatte und munter vor sich hin pfiff. Die Mönche blickten betreten drein, offenbar hatten ihre Gebete nicht den nötigen Rückhalt im Himmel gefunden.

„Wir werden einen Vertrag machen“, rief der Wikinger, während er vom Pferd sprang. Seine Genossen scharten sich neugierig um ihn. Vali beorderte Tyr zu sich. „Deine Gefangenschaft in Ehren. Du hast deinem Volk einen großen Dienst erwiesen. Denn wir bekommen ein schönes Stück Land, ohne noch einmal kämpfen zu müssen – einfach geschenkt. Ich habe noch nie erlebt, dass uns jemand etwas geschenkt hat, sondern wir mussten es mit Feuer und Schwert erobern. Meine Brüder, wir können zufrieden sein!“

Die Mönche sahen ihren Abt an und erwarteten eine Erklärung. Comgall saß noch immer auf seinem Wallach und blickte ins Weite. Einen Augenblick zögerte er, dann stieg er bedächtig ab und überreichte Ronan die Zügel. Seine Stimme klang fest, doch weniger begeistert: „Auch wir können zufrieden sein, meine Brüder. Wir haben ein Herzstück Land um einen hohen Preis abgetreten, um den Preis des Friedens. Einer der Könige dieser Region hat es vorzeiten Máel Anfaid geschenkt, damit sich hier eine friedliche Klostergemeinschaft ansiedle. Nun geben wir einen beträchtlichen Teil dieses Bodens an diesen Wikingerstamm weiter, damit er sich hier in friedlicher Absicht niederlasse und gute Nachbarschaft zu uns halte. Damit nicht auch andere Clans Anspruch auf dieses Land erheben, werden wir einen Vertrag schließen, der – so hoffen wir – für immer dauert. Möge Gott uns beistehen!“

„Amen!“, riefen die Mönche.

Eine Anzahl Mönche und einige Wikinger drängten in die Bibliothek, wo Comgall auf der Unterzeichnung eines Schriftstücks bestand, das die wesentlichen Abmachungen in Punkten festhielt. Doch Vali sah das Pergament misstrauisch an,

drehte es nach allein Seiten und ließ es schließlich auf den Boden fallen. Er konnte nicht schreiben.

„Mein Händedruck ist haltbarer als Papier“, erklärte Vali.
„Verträge schließen Menschen durch ihr Wort, nicht durch Tinte.“

„Aber unsere Absprache soll doch über unseren Tod hinaus Bestand haben“, erregte sich der Abt, „für alle Zeit!“

„Dieser Vertrag ist ein Vertrag zwischen dir und mir. Nach uns muss es neue Verträge geben, zwischen deinem Nachfolger und meinem Nachfolger. Mögen sie so klug sein wie wir beide“, entschied der Häuptling.

Comgall wollte aufbegehren, doch als er die Entschlossenheit in Valis Gesicht sah, zog er es vor zu schweigen.

„Du hast einen großen Fehler gemacht, als du Fursa nach Hause zurückschicktest“, beschwerte sich Brenach. „Er kannte die Mentalität der Wikinger besser als wir und hätte uns sicher einen Rat geben können, wie wir uns in diesem Falle richtig verhalten.“

Ein strafender Blick des Abtes traf den Sprecher. „Du meldest dich nachher, ich werde deinen Einspruch nicht hinnehmen.“

„Das wirst du aber müssen“, begehrte Brenach auf, „denn es gibt zahlreiche Beispiele von Vertragsbruch. Fursa hat mir einmal erzählt, wie die Nordmänner die Stadt Meaux belagerten. Sie stellten Wurfmaschinen auf und errichteten einen Damm, um die Stadt zu erobern. Und da die eingeschlossene Bevölkerung durch die Belagerung ermattet und durch Hunger entkräftet war und sah, dass von keiner Seite Hilfe kommen werde, fingen die Menschen an, Verhandlungen mit den Normannen, die sie kannten, zu führen und durch die Übergabe der Stadt ihr Leben zu retten. Das wurde ihnen zugesichert. Doch als die Stadttore geöffnet und den Christen der Weg frei gemacht worden war, sie kaum die Marne überschritten und sich weit von der Stadt entfernt hatten – da brachen die Normannen zu ihrer Verfolgung auf und machten den Bischof mit dem ganzen

Volk zu Gefangenen. So etwas, Comgall, nennt man Wortbruch. Und du wirst das gleiche Schicksal erleiden, denn du hast Molana leichtfertig aufs Spiel gesetzt.“

Der Abt war außer sich. Augenblicklich befahl er einigen Mönchen, Brenach aus dem Raum zu schaffen. Widerstrebend baten Aídan und Fridolin den Mitbruder, ihnen zu folgen.



Brenach suchte die Klosterkirche auf. Nachdem er von Aídan und Fridolin hinausgeleitet worden war, schüttelte er seine Begleitung ab. „Lasst mich in Ruhe. Ich komme auch ohne euch zurecht.“ Die beiden Mönche blickten ihm traurig nach.

Das Gotteshaus lag im späten Glanz des Herbstnachmittages. Die Umgebung verströmte Wärme, drinnen war es kühl.

Brenach setzte sich nicht auf seinen Stammplatz im Chorgestühl, denn er hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr zur Gemeinschaft zu gehören, sondern durch die Worte des Abtes zum Außenseiter abgestempelt worden zu sein. Er ließ sich in der vorletzten Bank des Kirchenschiffes nieder, in dem die Christen aus der Umgebung gewöhnlich ihren Platz hatten. Das Sonnenlicht flutete in hellen Bahnen durch die hohen Fenster und erhellte die Farben und Figuren an den Wänden. Eine Reihe irischer Heiliger stand beidseitig aufgereiht, die großen Vorbilder, nach denen die Mönche von Molana ihr Leben ausrichten sollten. Darunter war auch der hl. Brenach.

Was wusste Brenach von seinem Namenspatron? Er war ein Mönch, der sich in Wales niedergelassen und seine Zelle am Fuß des Berges Carn-Englyi – Berg der Engel – bei Nefyn auf der Halbinsel Llyn eingerichtet hatte. Der Berg hieß so, weil der hl. Brenach auf der Spitze des Berges mit den Engeln gere-

det hatte. Doch in den Heiligenviten stand nicht einmal, wann er genau gelebt hatte. Das muss im 5. Jahrhundert gewesen sein.

Brenach stellte sich vor, dass er sich dem Strom der vielen Heiligen anschließen könnte, die Irland noch immer wie Auswanderer verließen, um in Europa das Christentum zu verkünden. Einige waren sogar über die Ostsee bis Kiew gezogen, hatten Klöster und Kartausen gegründet, andere hatten sich nach Süden auf den Weg gemacht, wie das Beispiel des hl. Columban zeigte, der allenthalben verehrt wurde. Die Missionare vertrauten auf das Wirken des Heiligen Geistes, deshalb predigten und taufte sie nur und zogen dann weiter. Sie verzichteten darauf, Gemeinden und Diözesen zu bilden, das überließen sie widerstrebend den von Rom ausgesandten, das Evangelium predigenden Priestern, die die zum Christentum bekehrten Männer und Frauen in eine Verwaltungsordnung einbanden, die den Iren nicht lag.

Als Brenach sich in seiner Vorstellung schon auf einem der Schiffe befand, die den Ärmelkanal Richtung Gallien kreuzten, spürte er einen leichten Stoß an der Schulter. Er blickte sich erschrocken um und sah in das grinsende Gesicht Tyr, der der Vertragsunterzeichnung offenbar entwischt war. Tyr hatte wohl beobachtet, dass Brenach den Raum verlassen musste, doch die Worte des Abtes hatte er nicht verstanden.

„Wohnt hier dein Gott?“, erkundigte sich der Wikinger und sah sich neugierig um. Er sprach inzwischen ein perfektes Gälisch.

Der Mönch nickte.

„Wie lange wird er hier bleiben? Drei Jahre, zehn, oder fünfzig?“

„Ewig – hoffe ich“, erwiderte Brenach.

„Es sei denn, ein Wikingerstamm überfällt das Kloster ein drittes Mal und zerstört eure Heiligtümer, nicht wahr?“, frotzelte Tyr und lachte.

„Dank deiner Rachegelüste gegen einige dir feindlich gesonnene Familienmitglieder ist der zweite Überfall ja Legende geblieben, weißt du nicht mehr?“

Tyr brummte etwas in seinen Bart, das wie „verzeihen“ klang. „Auch wenn du oder deinesgleichen den Altar zertrümmern, wird Gott nicht weichen. Sein Geist ist überall.“

„Auch in einer abgebrannten Kirche?“, wunderte sich Tyr.

„Auch dort.“

„Unsere Götter streiten. Sie führen sogar Kriege miteinander – und können sterben.“

„Unser Gott ist die Liebe, die Liebe streitet nicht und stirbt nie.“

Tyr schwieg, als müssten die Worte erst sein Herz erreichen.

„Was bedeutet denn das rote flackernde Licht?“

„Es zeigt uns die Gegenwart Gottes an“, klärte der Mönch auf.

„Es wirkt beruhigend, findest du nicht?“

Der Wikinger starrte gebannt nach vorn. „Das große Auge über dem Altar in dem Dreieck aus Strahlen – ist das euer Gott?“

„Es ist ein Bild für ihn. Wir wissen nicht, wie Gott aussieht oder ob er nur Geist ist.“

„Quatsch!“, rief Tyr. „Schau doch genauer hin: Euer Gott hat nur ein Auge wie Odin.“

„Unser Gott heißt nicht Odin, er trägt keinen Namen außer Gott. Aber wir dürfen ihn Vater nennen. Das ist eine große Auszeichnung.“

„Vater?“ Tyr verließ die letzte Bank und rutschte neben Brenach. „Du wirst Ärger bekommen mit deinem Abt. Ich glaube, eine Strafe ist unausweichlich“, bemerkte er teilnahmsvoll.

„Ich habe ihm nur gesagt, wie falsch er gehandelt hat.“

„Falsch für euch Mönche, gut für uns Wikinger. Aber ich werde dir helfen.“

„So? Wie denn?“ Brenach war ganz Ohr.

„Ich werde Vali überzeugen, dass es gut ist, den Vertrag für alle Zeit anzuerkennen – nicht nur für sein und des Abtes Leben.“

„Hm! Wie willst du das denn bewerkstelligen?“

„Indem ich unseren Wikingerhäuptling darauf aufmerksam mache, dass ein anderer Wikingerstamm neben ihm zahlenmäßig immer größer wird und dass es besser ist, den Bestand des jetzt vom Kloster geschenkten Landes zu beurkunden. Sonst kommt in zehn, fünfzehn Jahren jener andere Clanchef und beansprucht ein Gebiet, das ihm nicht gehört, weil es vertraglich nicht mehr gesichert ist.“

Brenach fasste nach Tyr's Arm. „Wenn du das für mich und unser Kloster tun willst, ist das ein großes Zeichen. Ich bewundere deinen Scharfsinn und bin dir sehr dankbar.“ Der Mönch suchte mit seiner rechten Hand nach der des Wikingers. „Tut mir leid, dass du unser Gefangener warst.“

„Ihr habt mich nicht gefoltert, mir nicht die Nase abgeschnitten, nicht die Augen ausgestochen, nicht einen Arm abgehackt. Du und deine Freunde – ihr wart eben doch dumme Wärter. Ich helfe dir, denn ich habe Mitleid mit euch.“

Brenach verspürte plötzlich ein großes Dankgefühl gegenüber dem Wikinger. Mitleid – das war ein Begriff, den es im Wortschatz dieses Volkes nicht gab. Hier zählte die Vergeltung, das Auge um Auge. Ob Tyr in der kurzen Zeit seiner Gefangenschaft und seines erneuten Aufenthaltes in Molana schon ein Quäntchen der christlichen Botschaft begriffen hatte?

„Ich werde, bevor deine Leute dort eintreffen, für dich und Brigid das schönste Fleckchen Land am Blackwater-River reservieren, damit ihr dort euer Haus bauen könnt“, flüsterte Brenach.

Tyr grinste. „Und für Njörd-Brendan.“

Brenach stand zu seinem Wort. Er steckte ein ansehnliches Areal ab, das an seiner Südseite direkt in den Blackwater-River grenzte. Die Ansiedlung Tyr's und seiner Familie erlebte er aber nicht mehr. Er bat seinen Abt nach dem von der Öffentlichkeit

nicht unbemerkten Disput um den Vertragsabschluss um Dispens von der „stabilitas loci“ und äußerte seine Absicht, in ein Kloster der Bretagne überzusiedeln. Die Überfahrt war in Curraghs in drei Tagen und Nächten zu schaffen. Curraghs waren Schiffe aus Holz und Weidengeflecht, die mit einer Lederhaut bespannt waren, die man vorher in einer Lohe aus Eichenrinde gegerbt hatte. Viele irische Missionare nutzten sie, um nach Gallien und ins westliche Europa zu kommen. Seit der Bericht von der Segelfahrt des hl. Brendan Richtung Westen, die „Navigatio Sancti Brendani“, in vielen Klöstern Bestandteil der Bibliotheken war, wusste man, dass die Boote seetüchtig waren, um größere Entfernungen zu meistern.

Brenach wollte jedoch nicht in Unfrieden von Molana scheiden. Und auch Comgall duldet nicht, dass die Auseinandersetzung das letzte Wort zwischen ihnen gewesen sein sollte. Bevor er zu seiner Bootsfahrt in Begleitung anderer ausreisewilliger Mönche aus anderen Abteien in die Bretagne aufbrach, suchte Brenach den Abt auf, um von ihm den Reisesegen zu erbitten. Statt in die Klosterkirche führte Comgall ihn zunächst zur Waldhütte, in der Tyr Wochen der Gefangenschaft zugebracht hatte. Auf die verwunderte Frage, was hier noch zu tun sei, sagte Comgall: „Ich bitte dich, eine versiegelte Truhe aus Eisen mitzunehmen, die unter der Hütte im Erdreich versteckt ist.“ „Hier in der Erde?“, rief Brenach verwundert. „Von dem Wikinger kann sie wohl nicht stammen, Vater Abt?“

„Nein. Er hat nicht einmal bemerkt, über welchem Schatz er schlief.“

„Und was hat es mit der Truhe auf sich?“

Comgall blickte über Brenach hinweg, als sehe er ins Weite. Mit der Antwort ließ er sich Zeit. Schließlich sagte er: „In der Truhe ruht in einem reliquienähnlichen Schrein eine Scheibe, eine Himmelscheibe zur Bestimmung kosmischer Vorgänge. Niemand von uns hat sie je gesehen, denn in ihr ist eine unbekannte, magische Kraft verborgen, die wir nicht freisetzen wol-

len. Wir kennen sie nur vage aus Beschreibungen. Doch ich bin sicher, dass sie vor undenklichen Zeiten Menschen einmal eine große Hilfe war. Wir wissen nicht, woher sie stammt, wer sie dem Kloster vermacht hat, doch muss sie schon sehr, sehr alt sein. Diese Himmelscheibe mitzunehmen, Brenach, bitte ich dich. Denn ihr Ursprungsland ist wohl der Kontinent, nicht unsere ‚grüne Insel‘. Vielleicht kam sie zur Zeit der Völkerwanderung hierher, vielleicht befand sie sich auch im Gepäck der koptischen Mönche, die aus Ägypten aufgebrochen waren, um uns in der ‚hintersten Ecke der Welt‘ einen Besuch abzustatten und unsere Spiritualität kennenzulernen. Die Himmelscheibe an einem schönen Platz auf dem Festland zu vergraben, darum bitte ich dich, damit sie den Boden heiligt, aus dem sie entstammt. Leg die zwei gekreuzten Schwerter, die wir bei ihr entdeckt haben, wieder zu ihr, ja, bedecke sie damit. Jene Schwerter waren wohl als geistiger Schutz gedacht, und sie sollen auch weiter vor unbefugten Zugriffen schützen.“

Abt Comgall griff in der Waldhütte nach einem der Werkzeuge, die hier gelagert waren, und begann zielstrebig die Erde an einer bestimmten Stelle zu lockern. Brenach wollte ihm die Arbeit abnehmen, doch Comgall duldet es nicht. Er persönlich wollte die Eisentruhe freilegen. Dem Mönch brannten viele Fragen auf den Lippen, so, wer sonst von der Himmelscheibe Kenntnis hatte, oder ob Tyr, der Wikinger, möglicherweise nicht doch von ihrer Existenz gewusst habe – doch an der verschlossenen Miene des Abtes sah Brenach, dass er nicht zu reden wünschte. Sie packten den Fund sorgsam auf ein Brett, befestigten ihn mit Lianen und bedeckten ihn mit einem Tuch. Dann trugen sie ihn in die Nähe der Klostermühle. Den Klosterbereich betraten sie mit ihm nicht.

Am nächsten Morgen schied Brenach von Molana. Der Abt versammelte den Konvent und die Mönche, die mit Brenach zur großen Reise aufbrachen, in der Kirche und erteilte ihnen den Reisesegen.

„Wohin ich auch gehe,
wie weit ich meine Schritte auch lenke,
solange ich auch unterwegs bin – wo Gott ist, bin ich am Ziel.
So wie du bei mir warst,
als du meine Seele formtest,
so sei auch bei mir,
wenn ich das Ziel meines Lebens erreiche.
Verlass mich jetzt nicht,
was ich auch tue,
wo ich auch bin.
Ob ich gehe oder stehe, liege oder schlafe –
wende dein Auge nicht von mir,
du Gott voller Treue.“

Als Tyr fast neunzig Jahre alt war und im Sterben lag, ließ er sich von Laserian taufen. Götter, die sich bekriegten und schließlich starben, konnten nicht die wirklichen Herrscher in der himmlischen Welt sein. Der Christengott erschien Tyr wahrhaftiger, ewiger und barmherziger. Brigid war ihm immer ein großes Vorbild an Herzenswärme, Menschlichkeit und Nächstenliebe gewesen. Die anderen Mitglieder des Clans blieben ihrer alten Götterwelt vorerst noch treu, doch ist bekannt, dass viele Wikinger ihre raue ungebändigte Natur ablegten, schließlich das Christentum annahmen und überzeugte Glieder der Kirche wurden.

Doch nicht alle Mönche, die zuvor die asketische Lebensweise gesucht und in Stille und Beschaulichkeit ihren Dienst verrichtet hatten, liebten die Nachbarschaft der neuen Siedler. Keine Frage, es kam zu manchen kleinen Zusammenstößen, zu unfreundlichen Begegnungen und auch zu handfesten Streitereien, die sowohl den Häuptling der Wikinger als auch den jeweiligen Abt Molanas auf den Plan riefen. Mancher der nun frommen Mönche bewahrte die Erinnerung an kriegerische Zeiten, in denen er auf Schwert und Lanze nicht verzichtet,

sondern sich mit Begeisterung in das Kriegsgetümmel gestürzt hatte.

Brenach und seine Begleiter hatten lange gezögert, in welchem Kloster sie um Aufnahme bitten sollten. Die Abteien in Gallien erfreuten sich großen Zuspruchs, das Land war weitgehend christianisiert, auch wenn es immer wieder zu einzelnen Rückfällen in heidnische Gebräuche kam. Auch in den fränkischen Territorien Germaniens litt man nicht unter Nachwuchsmangel, viele junge Leute strebten danach, Mönch oder Nonne zu werden. So entschlossen sich die irischen Einwanderer, zunächst als Wanderprediger tätig zu sein, wie viele ihrer Vorläufer. Auf den Fußmärschen durch gebirgiges, flaches und hügeliges Land trafen sie auf viele Menschen, die zwar getauft worden waren, die jedoch wenig Kenntnis von der christlichen Religion hatten. Hier bestand ein großer Nachholbedarf.

Im Gepäck Brenachs befand sich noch immer die Eisentruhe mit der Himmelscheibe. Neugierige Fragen nach ihrer Bedeutung hatte der Mönch stets abzuwehren gewusst, wusste er doch selbst nicht genau, welchen Zwecken sie gedient hatte. Hatte Abt Comgall ihr Geheimnis mit ins Grab genommen? Dass es sich um einen Mond- und Sonnenkalender handelte und so bedeutsam war wie die Ringanlage des britannischen Stonehenge, schien längst bekannt zu sein, darüber bestand auch kein Zweifel. Doch Näheres wusste man nicht. Mit der Zeit wurde die Truhe mit dem kostbaren Inhalt zur Qual. Die Wandermönche waren meist zu Fuß unterwegs, und selbst wenn sich jeweils zwei Männer den Transport teilten, so brauchten sie doch viel Zeit, um den Schatz von einer Predigerstätte zur nächsten zu befördern. Zeitweise übertrugen sie auch einem Esel, der ihnen von einer frommen Frau geschenkt worden war, die Last. Als sie eines Tages in die Nähe eines kleinen Flusses mit Namen Unstrut kamen, wurde der Missionar Ewald von einer großen Unruhe ergriffen, die sich bald auf die anderen Mönche übertrug.

„Mir ist, der Schrein mit der Sonnenscheibe nimmt täglich an Gewicht zu“, sagte er argwöhnisch, „dabei hat doch niemand die Eisentruhe geöffnet und ihr etwas hinzugefügt.“

„Du bist erschöpft, Ewald, und deine Mitbrüder sind es ebenso. Wie lange ziehen wir schon im Land umher! Wir werden nicht jünger und unsere Kräfte nehmen allmählich ab. Wir werden uns eine längere Ruhepause gönnen müssen.“

Doch Ewald ließ sich nicht beirren, dass es einen anderen Grund für die Gewichtszunahme geben müsse. Auch die anderen Mönche überzeugten ihren Bruder Brenach, dass es nun an der Zeit sei, sich von der Truhe mit der Himmelscheibe zu trennen. An Verkauf dachten sie nicht, obgleich die Truhe Begierlichkeiten weckte und mancher Kaufmann oder Strauchdieb sie verlangend ansah. Die Mönche dachten an eine Erdbestattung. Vielleicht hatten sie instinktiv erfasst, dass der Boden, in den sie den Schatz senken wollten, der ursprünglichen Erdbeschaffenheit seiner Herkunft sehr ähnlich war, ja, dass die kostbare Reliquie gleichsam an einen Platz zurückkehrte, der ihrer Entstehungszeit annähernd glich.

Doch bevor Brenach endgültig seine Zustimmung zur Trennung von der ihm anvertrauten Truhe gab, fragte er die Mönche reihum nach ihrer Meinung. Einige hatten ihren Transport von jeher als Zumutung empfunden und in dem Schrein nur eine unnötige Last gesehen, andere wussten wohl ihre Bedeutung einzuschätzen, ohne mit dem Inhalt näher vertraut zu sein. Aber schließlich kamen alle überein, der Sonnenscheibe einen würdigen Ort zur endgültigen Ruhe zu verschaffen.

Die Bestattung vollzog sich auf einem kleinen Berg in feierlichem Rahmen. Einige Mönche hoben das Erdreich aus. Sie stachen die Grasecken so sorgfältig ab, dass sie an einer Seite mit dem Boden verbunden blieben und sich wie ein Teppich zurückrollen ließen. So war es ja Brauch in Connemara, und so hielt man es auch jetzt. Nachdem die Truhe in die Erde gelegt und mit den beiden Kurzschwertern zu ihrem Schutz

bedeckt worden war, entrollten die Mönche die Grasschicht wieder bis auf ihren angestammten Platz. Die Erde nahm zurück, was sie lange entbehrt hatte. Die mitternächtliche Zeremonie bei Fackelschein war feierlich, doch da die ursprüngliche Bedeutung der Kultscheibe verborgen blieb, war es eher ein Schauspiel ohne tiefe Ergriffenheit als ein ritueller Akt. Was die Mönche nicht wussten, war, dass sie von einem alten Mann, dem man seherische Kräfte nachsagte, beobachtet wurden. Kaum war die Bestattung vollzogen, die Fackeln gelöscht, so rief er nach Brenach und seinen Gefährten, sie möchten einen Augenblick verweilen und sich eine Schilderung anhören, die sie sicher in Erstaunen versetzen würde. Aus dem Augenblick wurden mehrere Stunden, und der Morgen graute bereits, als sich die Mönche schließlich tief bewegt von dem Alten verabschiedeten.

In der bescheidenen Hütte des alten Mannes hörten sie diese seltsame Geschichte: „Was ich euch hier kundtue, weiß ich von meinem Vater, und mein Vater weiß es von seinem Vater und dieser wieder von seinem. Eine lange Kette von Menschen hat dieses Geheimnis bewahrt und behütet. Diese Himmelscheibe, die an den heiligen Ort zurückgekehrt ist, von dem sie einmal in die Welt hinausgelangte, diente den Menschen in grauer Vorzeit als Mond- und Sonnenkalender. Sie versetzte die Seher und Magier in den Zustand, in die Geheimnisse des Kosmos zu schauen, mit Hilfe der Götter große Ereignisse vorauszusehen, vor allem die Zeiten für eine günstige Aussaat und Ernte zu deuten. Über viele Jahrhunderte war die Himmelscheibe der Schlüssel für das Gedeihen der Völker. Ihr Besitz rief natürlich Neider auf den Plan, denn sie missbilligten das Wohlergehen des Nachbarn, während es anderen Völkern und Stämmen in Hungersnöten und Krankheitsphasen schlecht erging.

Die Sonnenscheibe wurde in einem unterirdischen Heiligtum aufbewahrt, in einem Dolmen, einer vorzeitlichen Weihstätte.

Sie war schon damals an Jahren reich, doch woher sie wirklich stammte, wusste niemand. Eines Tages jedoch war sie verschwunden. Wer sie raubte, wissen wir nicht. Es gab einen bestimmten Verdacht, doch erhärten ließ er sich nicht. Denn das Volk, auf den der Verdacht fiel, erlebte ein großes Unglück. Ja, über alle Völker unseres Landes brach das Unglück herein. Der Himmel verfinsterte sich, und eine gewaltige Aschewolke senkte sich auf die Erde herab. Manche sagen, die Sonne habe sich über Jahre nicht mehr in voller Größe gezeigt, sondern nur noch als roten, verschwommenen Ball. Während dieser Zeit wurde es auf der Erde um etliches kälter. Die Sommer wurden kühl, die Winter kalt, verheerende Missernten und Hungersnöte waren die Folge. Erst viele, viele Jahre später haben Reisende festgestellt, dass die Aschewolke durch den Ausbruch eines Vulkans auf der Mittelmeerinsel Thera ausgelöst worden war. Jedoch diese Entwicklung trug dazu bei, dass die Himmelscheibe für die Menschen, die ihr vertrauten, wertlos geworden war.“

Der Alte machte eine Pause und sah in die überraschten Gesichter der Mönche. „Seht“, fuhr er schließlich fort, „diese Vorgänge in der Natur müssen die Menschen damals völlig durcheinandergebracht haben. Sie konnten dem Himmel und seinem Sprachrohr, der Himmelscheibe, nicht mehr vertrauen. Vielleicht war es ein Akt, sich mit den Göttern zu versöhnen, als sie die Scheibe in einer feierlichen Zeremonie bestatteten, so wie ihr es jetzt abermals getan habt. Aber dann überschütteten Kriege das Land, die Himmelscheibe wurde durch einen unglücklichen Zufall entdeckt. Einer der Krieger verhökerte sie für viel Geld an einen römischen Offizier. Auf diesem Wege kam sie nach Britannien. Doch brachte sie keinem ihrer Besitzer Glück. Als die ersten Glaubensboten die „grüne Insel“ betraten, gab man die Scheibe den Vertretern der neuen Religion mit auf den Weg in der Hoffnung, dass sie den Kelten und ersten Christen zum Segen werden möge. Doch

die Himmelscheibe war Zeugin einer anderen geistigen Welt, die man jetzt für beendet hielt. Die Mönche vergruben sie von neuem, doch außerhalb ihrer Klosterbezirke, weil sie die magische Kraft und Ausstrahlung der Himmelscheibe spürten. – Nun ist sie in das Land zurückgekehrt, dem sie einmal diente und von dem aus sie den Weg in die Welt antrat. War es Zufall oder Fügung? Ich denke, es war die lenkende Hand einer unsichtbaren Macht. Ich danke euch, Brüder, für euren Dienst.“

Kleines Roman-ABC

Abt, von Abba = Vater, Vorsteher eines Klosters

Ailill = König von Connacht

Bóand = eigentlich „bo vinda“ = die weiße Kuh. Sie war unter dem Namen Étain ursprünglich die Frau von Elcmar, dem Gott Ogmair, beging mit Dagdae Ehebruch und gebar Oengus. Ein weiterer Name Bóands ist Brigid. Nach ihr wurde der Fluss Boyne und die Residenz des Königs Dagdae Bruig na Boinde = Newgrange benannt.

Bruig ind Maicc Óic = ein anderer Name für Newgrange

Cingulum = Gürtel, den die Mönche um den Leib tragen

Dagdae = der gute Gott, der Gott der Druiden, Hüter der Mysterienwelt, Gottheit des „Volkes der Göttin Dana“ (Túatha De Dánann), residierte in Newgrange.

Dekretalien = päpstliche Entscheide

Dormitorium = Schlafsaal der Mönche

Eremit = Einsiedler, allein in der Abgeschiedenheit lebender Mönch

Fínger = berühmter Arzt-Druide des Königs Conchobar

Inklusorium (von lat. includere = einschließen) davon abgeleitet
Klause, Klausner, Klausur

Konfrater/Konfratres = Mitbruder/Mitbrüder

kontemplativ = beschaulich

Konventuale = Angehöriger eines Konvents, einer Klostergemeinschaft

Medb = berühmte Königin, die die Provinzen Connacht, Munster, Leinster und Meath gegen Ulster aufstachelte und durch das Epos „Der Raub der Rinder von Cúlainge“ berühmt wurde

monastisch = das Ordensleben betreffend

Monasterium = Kloster

Oengus – Sohn von Dagdae und Bóand. Sein zweiter Name lautete Mac Étain = der junge Sohn

Refektorium = Speisesaal des Klosters

Scriptorium = Schreibwerkstatt des Klosters

Síd, pl. Síde = Name für die Anderswelt und befestigte Hügel oder Hügelgräber (Tumuli)

Síd ar Femuis = in der Nähe des Rock of Cashel

Samhain oder Samain = wichtiges iro-keltisches Fest um den 1. November; heute vergleichbar mit dem Fest Allerheiligen
Stabilitas loci = das von St. Benedikt vorgeschriebene Verweilen an einem Ort, in einem Kloster
Tabernakel = Aufbewahrungsort für die hl. Speisen in Kelchen, Monstranzen usw.
Thing = mehrtägige Volks- und Gerichtsversammlungen der Wikinger
Timpan = eine Art Glockenspiel

Geschichtliche Hintergründe: Personen und Orte

Im Jahre 790 begannen die **Wikingerüberfälle** auf Schottland und Irland. Am 8. Juni 793 fiel ihnen das bedeutende Kloster St. Cuthbert auf Lindisfarne an der englischen Nordostküste zum Opfer. Es war der Beginn einer großen Leidenszeit für viele Mönchsniederlassungen auf der „grünen Insel“. Die Wikinger hatten es auf die Klosterschätze abgesehen. Sie kannten die reichen Vorräte an sakralen Gegenständen wie Kelche, Monstranzen, Patenen und Bischofsstäbe, sie wussten aber auch um die Bedeutung der einmaligen Bücher, die in den Scriptorien entstanden und deren Einbände mit Goldblech und kostbaren Edelsteinen verziert waren. Die Wikinger beließen es nicht bei Raub und Diebstahl, sie mordeten auch die Klostersgemeinschaften und steckten ihre Gebäude in Brand. Viele Mönche wurden ein Opfer ihrer sinnlosen Zerstörungswut. Alkuin, der berühmte englische Gelehrte am Hofe Karls des Großen, berichtete über den Überfall auf Lindisfarne: „Niemals zuvor brach ein solches Entsetzen über Britannien herein. Die Kirche des hl. Cuthbert ist besudelt mit dem Blut der Priester Gottes, und ihre Schätze wurden geraubt.“ Bis sich die ersten Wikingerstämme in Irland niederließen und siedelten, verging eine lange Zeit. Viele nahmen dann allerdings die christliche Botschaft an und wurden treue Bekenner des Christentums.

Die **Abtei Lismore** wurde im Jahr 635 von **St. Mochuda** gegründet, der auch unter dem Namen St. Karthago bekannt war. Das Kloster liegt malerisch am südlichen Ufer des Flusses Blackwater. Sein

Gründer verbrachte fast vierzig Jahre seines monastischen Lebens im Kloster von Rahon an der südlichen Grenze der alten Landschaft Meath. Doch dann wurde er von Prinz Blathmac, dem Sohn von Aedh Slaine, vertrieben, und Mochuda zog nach Lismore, wo er allerdings schon zwei Jahre später starb. Ein anderer Heiliger und Gelehrter von Lismore war St. Cataldus von Tarent. Er ging schon früh ins Ausland, aber die Brüder Morini aus seiner Wahlheimat Italien überlieferten dennoch einige Lebensdaten. Darin heißt es, dass Cataldus ein gebürtiger Ire war, der in Rathon das Licht der Welt erblickte, in Lismore studierte und schließlich zum Bischof seiner Heimatgemeinde geweiht wurde. Doch bald machte er sich nach Jerusalem auf. Auf seinem Rückweg erlitten seine Begleiter und er in der Höhe von Tarent in Italien Schiffbruch. Es wird berichtet, er habe viele Einwohner der Stadt zum Christentum bekehrt und sei schließlich deren Schutzpatron geworden.

Ein anderer Gelehrter von Lismore und wahrscheinlich ihr zweiter Abt war **St. Cuanna**, möglicherweise Halbbruder und Nachfolger des Gründers Mochuda. Er stammte aus Kilcoona oder Kilcooney, einer Kirchengemeinde in der Nähe von Headford, in der Provinz Galway. Das alte, jedoch verloren gegangene „Buch von Cuanach“, das in den Annalen von Ulster erwähnt wird, ist nach Ansicht eines Historikers nicht später als 628 entstanden und das Werk von St. Cuanna von Kilcooney und Lismore. Lismore war zu der Zeit auch ein Wallfahrtsort. Viele irische Herrscher zogen sich, nachdem sie ihr Zepter abgelegt hatten, hierher zurück, um ein Leben der Buße und des Gebetes zu führen. Auf eigenen Wunsch wurde hier St. Celsus von Armagh begraben, obgleich er in Ardpatrick gestorben war.

Die Klostersiedlung des hl. Senan auf **Scattery Island** zeichnete eine lange und wechselvolle Kirchengeschichte aus. Das Leben unter extremen Witterungsverhältnissen mit kalten Winden und feuchtem, undurchdringlichem Nebel stellte hohe Anforderungen an die Mönchschar, die sich hier angesiedelt hatte. Je größer die Einsamkeit, je entlegener der Ort des Gebetes und der Buße, umso größer die Gottesnähe. Das war eine alte Erfahrung der Eremiten, der Einsiedler, die sich in der Einöde niedergelassen und allmählich immer mehr gleichgesinnte junge Männer angelockt hatten. Aus den kleinen Gemein-

schaften entstanden mit der Zeit berühmte Klöster, deren Gelehrsamkeit sogar Schüler vom Kontinent anzog.

Scattery Island war vor Zeiten zwar ein berühmtes kirchliches Zentrum gewesen, doch den Ruf einer Universität hatte es nie genossen. Dafür war die Lage inmitten der Strömung des größten Flusses Irlands und in Atlantiknähe zu abgelegen und gefährlich. Um das Leben des im Jahre 544 verstorbenen hl. Senan rankte sich manche Mirakelgeschichte. Die bekannteste Überlieferung ist die, wie Senan ein schreckliches Ungeheuer namens Inis Cathaig vernichtete, bevor er sich dort niederließ. Man glaubt, dass der Ort seines Grabes auch ein Platz ist, um gesund zu werden. Die Kieselsteine von Scattery Island sollen vor Schiffbruch schützen. Deshalb segeln neue Schiffe auf ihrer Jungferreise einmal rund um die Insel als Reverenz vor dem Heiligen, und die Bootsleute nehmen Kieselsteine vom Ufer mit, um Gefahren abzuwenden. Vor den Angriffen der Wikinger schützten sie indes nicht. 816 und 835 plünderten die Nordmänner die fromme Siedlung.

Columba war einer der wichtigsten Mönche auf der „grünen Insel“. Er gehörte zu den größten irischen Missionaren des 5. und 6. Jahrhunderts. Er wurde auch „Colum-Killey“ oder „Columcille“ – Kirchentaube – genannt. Die Verse, die er dichtete, beweisen seine Naturverbundenheit, seine Liebe zur Schöpfung, die er an allen von ihm gegründeten kirchlichen Siedlungen bezeugte. Er war ein Meister der Worte, beseelt von einem unbändigen Verlangen, die Frohbotschaft Christi in die Welt hinauszutragen. Dabei verlief sein Leben nicht ohne gegensätzliche Spannung, offenbarte seine Seele sowohl lichte wie dunkle Seiten. Er musste lange an sich arbeiten, um sein energisches, kämpferisch veranlagtes Naturell zugunsten einer großen Liebesfähigkeit zu Mensch und Natur nach dem Beispiel des Gottessohnes zu entfalten.

Geboren am 7. Dezember 521 im Nordwesten Donegals, in Garten, war Columba königlicher Abstammung. Der Priester Cruitnechan taufte ihn auf den Namen Columba oder Colum – die Taube – und nahm ihn in seine erzieherische Obhut. Als Cruitnechan einmal von der Kirche in sein Haus zurückkehrte, fand er die Wohnung in helles Licht getaucht. Eine feurige Kugel schwebte über dem Haupt des

schlafenden Jungen – der Himmel gab ein prophetisches Zeichen von dessen kommender geistiger Größe. Die Eltern widersprachen nicht, als der Priester ihrem Sohn die geistliche Laufbahn empfahl. Seine weitere Ausbildung erhielt Columba beim hl. Finnian von Movill, von dem erzählt wird, er habe als erster die Vulgata-Version der Evangelien des hl. Hieronymus in Irland eingeführt. In der klösterlichen Siedlung des Finnian lernte Columba auch den alten Dichter Gemman kennen, dem er nicht nur die Einführung in die Dichtkunst, sondern auch die Bekanntschaft mit St. Finnian von Clonard in West Meath verdankte. Mit dem hl. Ciarán, dem Zimmermannssohn und späteren Begründer der Klosterstadt Clonmacnoise, übersiedelte Columba in das Kloster St. Finnians von Clonard, wo es später zu einem schicksalhaften Zwischenfall kommen sollte.

Nach der Überlieferung sah St. Finnian eines Nachts einen goldenen und einen silbernen Mond über Clonard aufgehen. Der goldene wanderte nach Norden – Irland und Schottland badeten in seinem Glanz –, der silberne Mond zog bis an den Shannon und überstrahlte einen Ort, an dem Clonmacnoise entstehen sollte.

Columba soll in Irland etwa vierzig christliche Gründungen vollzogen haben. Sie bildeten die Grundlage der selbständigen altririschen Kirche. Auch seine Mitschüler traten als Klostergründer hervor, so St. Brendan von Clonfert, St. Cainnech von Kilkenny, St. Gomball von Bangor und andere. Das Buch von Durrow, das die vier Evangelien im Vulgata-Text enthält und im Trinity College in Dublin aufbewahrt wird, soll von Columba initiiert oder von ihm in herrlicher, leuchtender Schrift sogar selbst hergestellt worden sein.

St. Columba beherrschte die perfekte Fertigkeit des kunstvollen Schreibens liturgischer Bücher. Ihm wurde der Ehrenname „Scriba“ zugezählt, was nicht nur auf seine Kunstfertigkeit des Illuminierens von Texten verweist, sondern auch als Einordnung in einen bestimmten Grad innerer Reife zu verstehen ist, denn diese Art des Schreibens war wie der Gottesdienst auch ein seelischer Prozess. Selbst auf seinem Sterbebett soll der hl. Columba noch ein Psalterium abgeschrieben haben.

In der von Columba begründeten Klostersiedlung Kells (Ceannanus Mór) wurde das nach dem Fundort benannte „Book of Kells“ wiederentdeckt. Entstanden ist es höchstwahrscheinlich auf der vor Schott-

lands Westküste gelegenen Insel Iona, auf die Columba ins „Exil“ gehen musste.

Diese Verbannung durch den Synodenbeschluss von Teltown 563 traf den Heiligen im 42. Lebensjahr und war die Folge eines ernsthaften Konfliktes mit Dermait, dem König von Meath. Man darf nicht vergessen, dass St. Columba königlicher Abstammung war und sein Clan zu den angesehenen und machtvollen Familien des Landes gehörte. In Krisenzeiten scheuten sich auch die Angehörigen des geistlichen Standes nicht, ihren Familien militärische Hilfe anzubieten, wie es im vorliegenden Fall geschah. Bei der dreijährlichen großen Zusammenkunft auf dem Hügel von Tara, zu der die Adligen Irlands geladen waren, ermordete der Sohn des Königs von Connacht den Sohn des königlichen Hofmeisters. Nun war es strengstens verboten, an dieser heiligen Stätte Fehden auszutragen. Der Mörder floh in das Zelt der aus dem Norden Irlands eingetroffenen Fürsten Fergus und Donall, und im Vertrauen auf das garantierte Asyl empfahlen diese den Königssohn der Huld Columbas. Doch König Dermait missachtete das Asylrecht und ließ den Mörder für sein an einem Ort des Friedens verübtes Verbrechen hinrichten. Die Sippe Columbas fühlte sich zutiefst gekränkt.

Das zweite Ereignis, das erneut zum Konflikt mit dem König führte, war wohl der erste Streit um ein Copyright: St. Columba hatte bei seinem Lehrer, dem hl. Finnian von Movill, ein lateinisches Psalm-buch abgeschrieben, was nach landläufiger Meinung verboten war. Finnian bestand auf Herausgabe der Kopie. Doch Columba argumentierte, die Abschrift habe dem Original nicht geschadet und es sei zudem unerlässlich, die Klöster des Landes mit heiligen Büchern zu versehen – die Buchdruckerkunst war ja noch nicht erfunden und die Herstellung von Kopien eine unsagbar mühevoll Detailarbeit. Obgleich nach 1 Kor 6,1 Streitigkeiten der Kirche nicht vor der weltlichen Obrigkeit ausgetragen werden sollen, riefen die Parteien König Dermait um Hilfe an. Der Herrscher entschied: „Das Kalb geht mit der Kuh!“ Also musste St. Columba die Kopie herausgeben. (Noch heute kursiert in Irland der Spruch: „To every cow its caw, to every book its copy – jeder Kuh ihr Kalb, jedem Buch seine Kopie.“)

Die Sippe des hl. Columba, die O'Neills aus Ulster, erklärte dem König den Krieg. Die verfeindeten Parteien trafen 561 bei Cúl Dreimne in der Nähe von Sligo aufeinander; dreitausend Männer Dairmait blieben auf dem Schlachtfeld. Columba litt unter dem Ausgang der Schlacht und zunehmend unter seelischen Qualen. Hatte Christus nicht Liebe statt Hass gelehrt und auch vorgelebt? Zunächst suchte der Heilige Rat bei St. Molaisse, auf den die Existenz mehrerer Klostersniederlassungen zurückgeht. „Nimm Abschied von Irland“, riet ihm der Mitbruder im geistlichen Amt, „und gewinne im heidnischen Land der Pikten so viele Seelen für Christus, wie durch deine Schuld den Tod gefunden haben.“

Columba musste sich auf der Synode von Teltown verantworten. Der Chronist Adamnán vermerkt, er sei sogar exkommuniziert worden, doch der hl. Brendan von Birr, dem hellseherische Kräfte nachgesagt wurden, sah Columba von Engeln begleitet sich der Synodalversammlung nahen. In „currachs“, den kleinen Booten aus Weidengeflecht und mit Kuhhautbespannung, machte sich der Heilige in Begleitung von zwölf Gefährten auf die Reise an die unwirtliche Westküste Schottlands.

„Ich möchte die wogenden Wellen
des weiten Meeres sehen,
wenn ihre Musik dem Vater
den Weltenlauf besingt.
Ich möchte den Gesang wunderbarer Vögel hören
als einen Quell des Glückes.
Ich möchte die anstürmenden Wogen
wider die Felsen donnern hören.“

Columba

Zeittafel der irischen Frühgeschichte und des Mittelalters

500 bis 300 v. Chr.: Invasion keltischer Stämme. Sie prägen das spätere Irland und seine Sprache (Gälisch), die noch bis vor etwa 160 Jahren gesprochen wurde. Die Gälten bildeten etwa 150 kleine Königreiche.

432: Der hl. Patrick verkündet das Evangelium auf der „grünen Insel“ und wird später Nationalheiliger des Landes.

458: Erste Klostergründungen (wie Clonmacnoise und Monasterboice) begründen Irlands religiöse und kulturelle Bedeutung.

650 bis 800: Blüte der gälischen Kultur (Book of Kells, Trarabrosche).

795: Die Wikinger überfallen Klöster und Siedlungen, setzen sich in Irland fest, treffen aber wegen der zerstrittenen Kleinkönige kaum auf Widerstand.

Ab 9. Jh.: Die Wikinger gründen die ersten Städte.

1014: Hochkönig Brian Ború besiegt die Wikinger in der Schlacht bei Clontarf, findet jedoch selbst den Tod.

1169: Mit Hilfe des Anglo-Normannen Richard Strongbow (Flitzbogen) erhält der König von Leinster sein Land zurück.

Literatur

A. C. J. Loos: „Keltentum – Untergang und Auferstehung. Die Altirische Kirche“, J. Ch. Mellinger Verlag, Stuttgart 1975.

Peter Berresford Ellis: „Die Druiden. Von der Weisheit der Kelten“, Heinrich Hugendubel Verlag, Kreuzlingen/ Komet Verlag, Köln.

Peter Harbison: „Guide National Monuments Ireland“, Gill and Macmillan Ltd, Dublin 1979.

Peter Brown: „Das Evangelium von Kells – Ein Meisterwerk frühirischer Buchmalerei“, Verlag Herder, Freiburg 1980.

Peg Coghlan: „Irish Saints“, Mercier Press, Cork 1999.

H. Patrick Montague: „The Saints und Martyrs of Ireland“, Colin Smythe, Buckinghamshire 1981.

Hermann Multhaupt: „Möge die Straße dir entgegenen – Eine meditative Entdeckungsreise durch Irland“, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1996.

Peg Coghlan: „Irish Saints“, Mercier Press, Corc 1999.

Sean Mc Mahon: „The Islands of Saints and Scholars“, Mercier Press, Corc 2001.

Steve Rabey: „Das Wissen der Kelten“, Patmos Verlag, Verlag Albatros, Düsseldorf 2002.

Hermann Multhaupt: „Lebensweisheit aus Irland“, St. Benno-Verlag, Leipzig 2003.